DEUTSCHES
KÜNSTLER-ALBUM

Nicht ausleihbar

Deutsches

Künstler-Album.

Druck und Verlag von Breidenbach & Co., Düsseldorf

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

Deutsches

Künstler-Album.

Mit Beiträgen lebender Künstler und Dichter.

V.

Herausgegeben von Adolf Ebeling.

Düsseldorf 1872.

Verlag von Breidenbach & Comp.

K. W. 637 (4°) (5)
2

LANDES
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

05.1205.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Artistischer Theil.

Titelbild von **Eugen Klimsch.**
Emilie Preyer: Fruchtstück.
A. v. Werner: General Moltke in seinem Arbeitszimmer in Versailles, rue neuf 38.
F. Wieschebrink: Im guten Quartier.
Professor **C. Hübner:** Feldpostbrief.
Chr. Sell: Recognoscirung vor Metz.
E. Hünten: Französischer Vorposten gibt Feuer.
Professor **Haeberlin:** Herber Abschied.
Professor **W. Camphausen:** Germanistische Bestrebungen im Elsaß.
Professor **Ad. Schrödter:** Frühlingsankunft.
J. Scheurenberg: Ottilie.
J. Scher: Zigeunermädchen.
E. Stammel: Beim heiligen Michael.
A. Kindler: Spanier.
E. Stammel: Der Kunstfreund.
Professor **F. G. Mayer:** Altdeutsches Zimmer (im Freiherrl. v. Bibra'schen Hause zu Nürnberg).
C. Arnold: Gesangstunde.
L. v. Roeßler: Mädchen in der Schenke.
C. Jungheim: Breithorn und Schmadribach.
G. Süs: Ein Virtuose.

II.

Literarische Abtheilung.

1. Gedichte.

	Seite
Carl Bärmann:	
Bist du so freudlos hingestellt	25.
Wenn ich herab aus heitern Höhn	25.
M. Beilhak:	
Darius	39.
Aug. Bläsing:	
Zum Friedensfeste	5.
Zur 100jährigen Jubiläumsfeier Senefelder's	80.
M. Blanckardts:	
Zur 400jährigen Jubiläumsfeier Albrecht Dürer's	28.
Die Kaiserkrone	28.
E. A. Brachvogel:	
Der Kesselflicker von Bedford	44.
Adolf Bube:	
Der Liebe Traum	12
Steinwurf	13.
Greis und Baum	13.
Felix Dahn:	
Macte Imperator! Heil dem Kaiser	1.
List und Liebe	40.
Raoul v. Dombrowski:	
Bitte	26.
Brautnacht im Walde	26.
Naturphilosophie	26.
Aphorismen	26.
Draerler-Manfred:	
Ständchen	24.
Sprüche	25.
Georg v. Dyherrn:	
Aus meiner Jugendzeit	10.
Orchidea	11.
Ad. Ebeling:	
Achtzeilen	48.
J. G. Fischer:	
Ein lebendes Bild 1870	6.
Ludw. Aug. Frankl:	
Hiob	47.
Prometheus	47.
Bestattung König David's	47.
Phantastische Gäste	47.
Heinr. Freimuth:	
An den 21. Juni	32
Die beiden Väter	33.
Karl Gerok:	
Ines de Castro	41.
Victor Granella:	
Poesie des Lebens	14.
Kaiser Karl V.	14.
Hermann Grieben:	
Am Grabe	13.

Rob. Hamerling: Seite
Correggio . . . . . 27.
K. Hofmann von Nauborn:
Die Junker im Korn . . . . . 33.
Hoffmann von Fallersleben:
Scheiden und Wiedersehen . . . . . 35.
G. Küchle:
Herkules am Scheidewege . . . . . 44.
K. G. v. Leitner:
Der treue Page . . . . . 40.
Hermann Lingg:
Sappho . . . . . 32.
Das rothe Kreuz im weißen Felde . . . . . 32.
Stephan Milow:
Frühlingsgang . . . . . 10.
Gedenkblätter . . . . . 10.
Wolfgang Müller von Königswinter:
Reiner von Bingen . . . . . 21.
C. W. Neumann:
Sängers Hochzeitslied . . . . . 20.
Des Sängers Heimgang . . . . . 20.
Friedr. Oser:
Will's denn wieder Frühling werden? . . . . . 8.
Herbstnebel . . . . . 8.
Heimweh . . . . . 8.
F. G. Pfarrius:
Spätherbst vor Paris . . . . . 7.
Frühling im Elsaß . . . . . 7.
Theod. Raebel:
Dem deutschen Kaiser . . . . . 3.
Das deutsche Lied . . . . . 4.
Germania . . . . . 4.
Der neue Rheinbund . . . . . 4.
Das trauernde Vaterland . . . . . 5.
Heribert Rau:
Amor und Psyche . . . . . 45.
Heinr. Reder:
Der Falkonier . . . . . 30.
Emil Rittershaus:
Am Rigi . . . . . 34.
Erinnerungszeichen . . . . . 35.
Max Schaffrath:
Zum Geburtstage . . . . . 17.
Zum Troste . . . . . 18.
Mit einem Angebinde . . . . . 18.
Ein Brandopfer . . . . . 18.
Trübe Tage . . . . . 19.
Beim Sonnenuntergang . . . . . 19.
Georg Scheuerlin:
Deutschlands Wiedergeburt . . . . . 3.
Brunnensang . . . . . 21.
Es muß geschieden sein . . . . . 21.
Max Schlierbach:
Der Römerthurm . . . . . 31.

Karl Schoenhardt: Seite
Vermählung . . . . . 15.
Gruß in die Ferne . . . . . 16.
Aus der Künstlergesellschaft „Bergwerk" . . . . . 16.
Walter Schwarz:
Neugriechisch . . . . . 17.
Trost . . . . . 17.
Fr. Xav. Seidl:
So will's die Zeit . . . . . 3.
Den Gefallenen . . . . . 5.
An das Glück . . . . . 15.
In der Fremde . . . . . 15.
Aug. Silberstein:
Das eigne Heim . . . . . 14.
Heinr. Stadelmann:
Die Waldfey . . . . . 37.
Heinr. Steinheuer:
Frühling . . . . . 7.
Am Vaterhaus der Lindenbaum . . . . . 8.
Albert Träger:
Im Lenz verblüht . . . . . 9.
Zigeunerkind . . . . . 9.
v. Tschabuschnigg:
Auf dem Gletscher . . . . . 38.
Normanenerbe . . . . . 38.
W. Urban:
Ich frage . . . . . 9.
Frühlings Spur, Wort und That . . . . . 9.
Gisbert v. Vinke:
Darnley's Ende . . . . . 43.
Rob. Waldmüller-Duboc:
Heim aus Frankreich . . . . . 12.
Ach, die Sichel klingt im Feld! . . . . . 12.
Der frost'ge Tag . . . . . 12.
Feodor Wehl:
Wie sich doch die Zeiten wandeln! . . . . . 29.
Anna Boleyn . . . . . 29.
Gottfried Wandner:
Am Ziele . . . . . 36.
Ostern . . . . . 36.
Der Regentag . . . . . 37.
Herbstgefühl . . . . . 37.
v. Wickenburg-Almasy:
Veilchen im Spätherbst . . . . . 11.
Dunkle Stellen . . . . . 11.
Heinrich Zeise:
Von der Wiege bis zum Grabe . . . . . 19.
Draußen liegen Berg und Thal . . . . . 20.
Kein Wort vermag's zu sagen . . . . . 20.

2. Novellen.

Maria Lenzen: Die Sorge um fremdes Glück . . . . . 51.
C. A. Dempwolff: Sureth. Eine Erinnerung aus dem Orient 63.

gem. v. Emilie Preger

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

gez. v. A.v. Werner. G. Eckert lith.

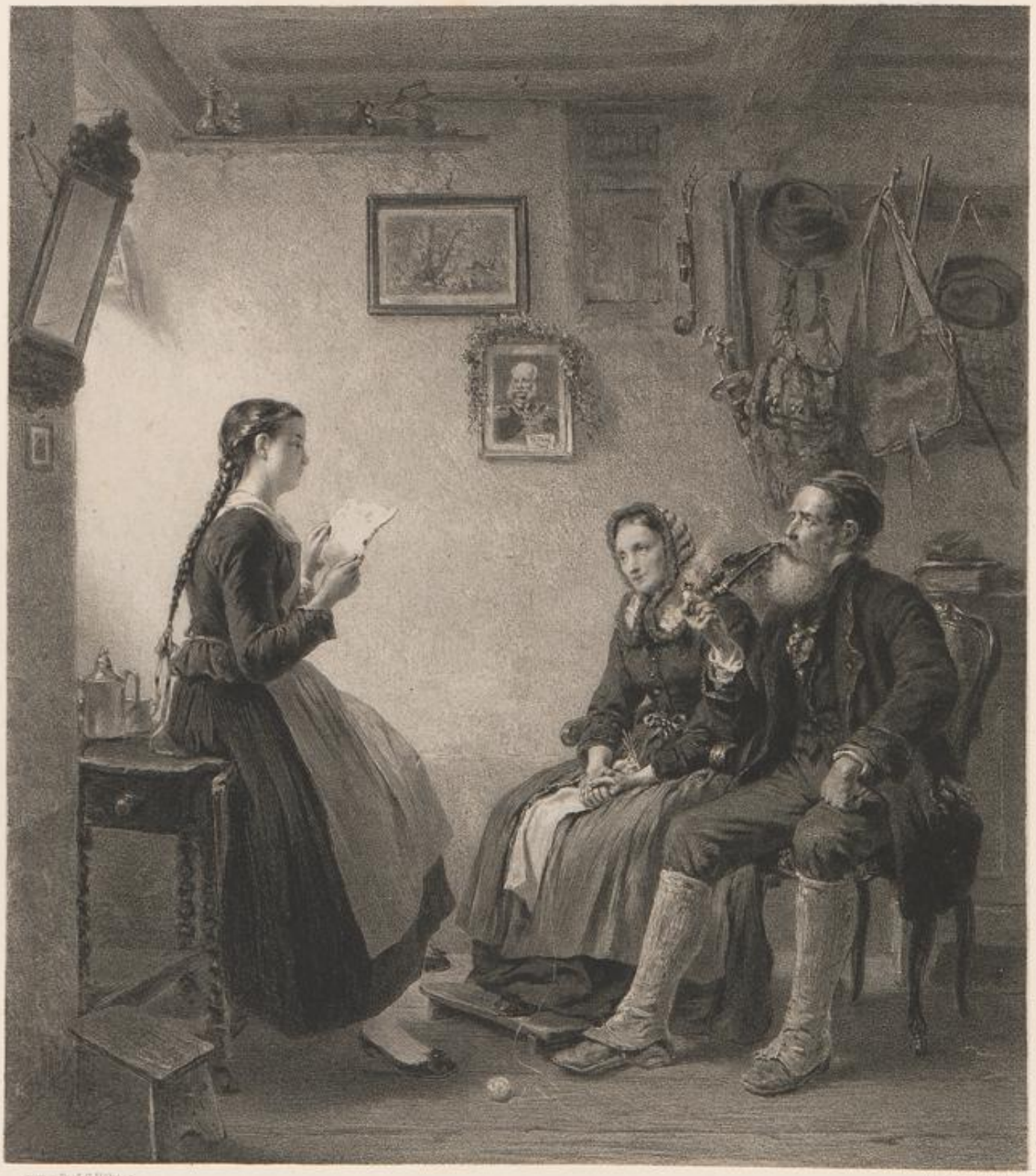
General Moltke in seinem Arbeitszimmer
in Versailles, Rue Neuve 38.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

gem. v. F. Wieschebrink A. Lüttmann lith.

Im guten Quartier.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf



gem. v. Prof. C. Hübner. lith. v. G. Fedkert

Feldpostbrief.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

Recognoscirung vor Metz.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

gez. v. E. Hunten. M. Ullfers lith.

Französischer Vorposten gibt Feuer.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

gez. v. Prof. C. Hoeberlin. C. Süssmapp lith.

Herber Abschied.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK:
Düsseldorf

Germanistische Bestrebungen im Elsass.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

Frühlingskämpfe
Der Schneemann

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

Ottilie.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

gem. v. J. Schex.

Zigeunermädchen.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

gem. v. E. Stammel. A. Löttmann lith.

Beim heil. Michael.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

gem. v. A. Kindler.

Spanier.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

gem. v. E. Stammel.

A. Ulrmann lith.

Der Kunstfreund.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

Gem. v. Prof. F.G. Mayer.

Altdeutsches Zimmer.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

gem. v. C. Arnold. C. Stassenapp lith.

Gesangskunde.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

Gem. v. L. v. Rösler.

Mädchen in der Schenke.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

Gem. v. C. Jungheim.

Breithorn u. Schmadri-Bach.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

gem. v. O. Süss

M. Uffers lith.

Ein Virtuose.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
Düsseldorf

Gedichte und Novellen.

Macte Imperator!

Macte senex imperator,
Barbablanca, triumphator,
  Qui vicisti Galliam
Et coronae Germanorum
Post viduvium saeculorum
  Reddidisti gloriam!

Petulanter lacessitus
Justo clypeo munitus
  Heribanum excitas:
Ecce surgunt quotquot gentes
Oras incolunt stridentes
  Alpes usque niveas.

Primus vocat Bajuvaros,
Venatores teli gnaros,
  Pulcher rex et juvenis:
Memor foederis recentis
Et honoris prisci gentis
  Et Germani sanguinis.

Nec recusat Philalethes,
Semper fidei athletes,
  Verae causae Saxones:
Jugo hostis liberati
Solvunt debita Holsati,
  Angli et Frisiones.

Mittit Rhenum custodientes
Equos suos hinnientes
  Acris Alamannia,
Et laurifera vexilla
Vibrat propulsatrix illa
  Aquilina Prussia!

Quas diviserant spoliandas
Ante pugnam et praedandas
  Ripas sancti fluminis —
Nemo hostium conspexit
Nisi qui captivus flexit
  Poplites in vinculis.

Perpugnaces, perfallaces,
Superbissimos, mendaces
  Quantis pugnis fudimus,
Quo per castra Montalbana
Tot portenta turcicana
  Stravit princeps regius!

Heil dem Kaiser!

Heil Dir, greiser Imperator,
Barbablanca, Triumphator,
  Der Du Frankreich niederzwangst,
Und der Krone der Germanen,
Wittwe längst des Ruhms der Ahnen,
  Glanz und Schimmer neu errangst!

Frech vom Uebermuth beleidigt,
Mit dem Schild des Rechts vertheidigt,
  Rufst den Heerbann Du in's Feld:
Sieh, da greift vom Fels zum Meere
Klirrend alles Volk zur Wehre,
  Eine deutsche Waffenwelt.

Du zuerst riefst Deine Schaaren,
Flinke Jäger, schußerfahren,
  Bayernfürst voll Jugendschwung.
Treu dem neuen Bund und alten
Folgt Dein deutsches Herz dem Walten
  Edelster Begeisterung.

Der in Treue grau gewachsen,
Schickt, „der Wahrheit Freund", die Sachsen
  Gern zum Streit mit Lügenquark.
Und mit ihrem Blute wollen
Dank die wackern Holsten zollen,
  Daß sie los von Dänemark.

Aus des Schwarzwalds dunklen Tannen
Braust das Roß des Alamannen
  Rasch zur Wacht am Rhein dahin,
Und voran auf unsern Bahnen
Rauschen, lorbeerschwer, die Fahnen
  Prussia's, der Adlerin.

Wie sie doch zu plündern eilten,
Vor dem Kampf den Raub schon theilten,
  Unsres heil'gen Stroms Gestad':
Doch es sah ihn kein Franzose,
Der nicht fluchend seinem Lose,
  Ein Gefangner, ihn betrat.

Volk der Kriegslust, Volk des Trügens,
Volk des Hochmuths und des Lügens,
  Wie oft schlugen wir dich schon,
Seit die schwarzen Mordgesellen
Hingemäht dort auf den Wällen
  Weißenburgs der Königssohn!

Campum taceo woerthensem,
Silvam spissam spicherensem,
Et, qua nihil clarius,
Inperruptam obsidionem
Qua Bazenum, ut falconem,
Longa fama fregimus.

At me praedico felicem,
Qui testatus sim ultricem
Prope Belgas aciem:
Arctum semper arctiorem
Circulum fulminatorem
Includentem Caesarem!

Aquilas ereptas multas,
Fractas vidi catapultas
Collem per Sedanicum,
Turmas equitum prostratas,
Portas castri concrematas,
Et Tyrannum deditum!

Dolo filias surreptas
Salutamus vi receptas
Reduces in laribus:
Regum veterum palatia,
Lotharingia, Alsatia —
Redit decor pristinus!

Quantas urbes, quot castella
Mosa munit ac mosella,
Sequana cum Ligeri:
Omnes cepit forte pectus,
Taciturni intellectus
Atque chalybs Kruppii.

Petunt mare — Goeben turget:
Scandunt alpes — Werder urget:
Undique periculum:
Perque montes perque valles
Terror sequitur per calles
Et Ulani spiculum!

Et quae probra tot jactabat,
Tot triumphos enarrabat,
Delirans superbia —
Panem petens a victore,
Pacem a debellatore
Cecidit Lutetia!

Qui coronae Germanorum
Post viduvium saeculorum
Reddidisti gloriam ...
Macte senex triumphator
Barbablanca, Imperator,
Qui salvasti patriam!

Würciburgi,
IX. die mens. Febr. MDCCCLXXI.

Felix Dahn.

Sei von all' den stolzen Siegen,
Wörth und Spichern selbst geschwiegen
Und, was Frankreichs Arm gelähmt,
Wie Bazaine und Metz geendigt,
Die durch Hunger wir gebändigt
Wie man wilde Falken zähmt.

Doch mich darf ich glücklich preisen,
Der gefügt aus Blitz und Eisen
Dort bei Sedan sah den Ring,
Der in immer engerm Bogen,
Wie von Schicksalshand gezogen,
Marschall, Heer und Kaiser fing.

Sah entschaart die Bataillone,
Sah, wie Adler und Kanone
Schwert und Bajonett gewann.
Hingestreckt die Stahlgeschwader,
Schußgesprengt der Veste Quader,
Und gefangen der Tyrann!

Töchter, einst uns schnöd' entrissen,
Grüß' euch Gott nach schwerem Missen
An der Väter Heimathherd:
Erwin's Elsaß, Lotharingen,
Kann euch nicht zum Herzen dringen
Deutsches Wort und deutscher Werth?

Wie viel Burgen und Castelle
Schirmt der Maas, der Mosel Welle,
Loire und Seine deckt zumal —
Jede Schanze brach und Schranke,
Großer Schweiger, dein Gedanke,
Deutscher Muth und Krupp'scher Stahl.

Fleucht zur Küste — Göben drängt euch,
Kreucht in Klüfte — Werder zwängt euch;
Noth und Tod dräut rings umher,
Und euch folgt durch Thal und Hügel,
Und euch jagt mit schwarzem Flügel
Schreck und des Ulanen Speer.

Und die Sieg auf Sieg gelogen,
Lasterprahlend, lustverzogen,
Aeffin halb, halb Tigerin, —
Gnade flehend von dem Sieger,
Brod vom schlichtsten deutschen Krieger,
Sank Paris, die stolze, hin.

Der der Krone der Germanen,
Wittwe lang des Ruhms der Ahnen,
Du erkämpft hast neuen Glanz:
Heil Dir greiser Imperator,
Barbablanca, Triumphator,
Retter Du des Vaterlands.

Würzburg, den 9. Februar 1871.

Felix Dahn.

Dem deutschen Kaiser.

Des deutschen Reichs versunk'ne Kaiserkrone
In ihrer alten Herrlichkeit ersteht:
Sie strahlet Dir, dem Hohenzollernsohne,
Umgrünt vom Lorbeer, der Dein Haupt umweht.
O trag' das stolze Heiligthum
Des alten Reichs zu ew'gem Ruhm —
Ein großes Volk, es ward in Dir versöhnt:
Krön' seine Sendung, wie es Dich gekrönt!

Sei Du das Schwert, das deutsche Freiheit wahret,
Wo Wahn und Willkür heil'ges Recht zertrat,
Das Heldenschwert, um das ein Volk sich schaaret,
Wenn sich ein Frevler seinen Grenzen naht.
Dann wirkt in Dir und ringt und schafft
Des deutschen Volkes Riesenkraft:
Du stehst der Größte aller Fürsten da,
Und allen Stürmen trotzt Germania.

Sei Du die Hand, die weise lenkt und richtet
Den starren Pflug, des schwanken Schiffes Kiel,
Die Hand, die kühn des Geistes Bahnen lichtet
Und Künste führet zum erhabnen Ziel.
Sei Du die Hand, die stets versöhnt
Und Liebe lohnt und Wahrheit krönt,
Dann strahlt Germania im hehren Glanz
Und jauchzet Dir in Deinem Lorbeerkranz.

Sei Du der Vater eines Vaterlandes,
Dem jedes Herze sich zum Opfer bringt;
Sei Du der Hüter eines heil'gen Bandes,
Das Millionen Herzen hier umschlingt:
Dann stehst Du groß und herrlich da,
Dann segnet Dich Germania!
Von einem ew'gen Lorbeer dann umlaubt
Strahlt einst verklärt das Hohenzollernhaupt.

Th. Raebel.

Deutschlands Wiedergeburt.

Deutschland auf! Nun ist erstanden
Deiner Kaiser hehre Zeit;
Wieder leuchtet allen Landen
Deines Reiches Herrlichkeit;
Nun aus seines Berges Schoß
Stieg der Geist der Hohenstaufen,
Dich im Heldenblut zu taufen
Deutschland — einig, stark und groß.

Deutschlands Aar aus hohem Horste
Hat der kecke Hahn gereizt;
Hei, wie hat der Fürst der Forste
Ihn in wilder Jagd gebeizt!
Seinen Gegner Stoß auf Stoß
Fällend im gewalt'gen Ringen,
Hebt — gerächt — die Riesenschwingen
Deutschland — einig, stark und groß.

Wie um Weltgericht zu halten
Ueber wälsche Niedertracht,
Hat das deutsche Schwert zerspalten
Galliens stolze Lügenmacht.
Alle Wetter brachen los,
Die der Feind herauf beschworen,
Daß in Stürmen ward geboren
Deutschland — einig, stark und groß.

Friede nun — die Donner schweigen,
Nur die Herzen jubeln laut;
Schaar an Schaar mit Siegeszweigen
Segnen Eltern, Weib und Braut;
Auch die Helden, fern im Moos
Schlummernd von der Todeswunde,
Feiern noch mit uns die Kunde:
Deutschland — einig, stark und groß.

Dank sei Gott und Dank euch Allen,
Die das Schwert des Herrn geführt;
Auch den Helden, die gefallen,
Weiht ein Opfer dankgerührt,
Dank dem Himmel, der das Loos
Siegreich uns zum Heil gewendet,
Daß im Wunder steht vollendet
Deutschland — einig, stark und groß.

Doch nach deinen großen Tagen,
Deutschland, halte fürder Wacht:
Auf des Geistes Feld zu schlagen
Gilt es noch die letzte Schlacht.
In Europas Völkerschoß
Machtgebietend, sonder Gleichen —
Leucht' auch in des Lichtes Reichen
Deutschland — einig, stark und groß.

Gg. Scheurlin.

So will's die Zeit.

„So will's die Zeit und ihr gehört mein Lied."
Ad. Strodtmann.

Wem heut der heilige Gesang gegeben,
Der stimmt die Harfe wohl in dieser Zeit,
Mit hohem Wort zu preisen, zu erheben
Des Vaterlandes stolze Einigkeit.
Wie bin ich selig, daß in diesen Klängen
Ein Gott auch mir des Liedes Kraft beschied,
So will auch ich mich in die Reihen drängen —
„So will's die Zeit und ihr gehört mein Lied."

Wer sänge andre Weisen jetzt, als diese,
„Zu Schutz und Trutz", wo Deutschlands Adler fliegt,
Wo auf der fernen Wahlstatt blut'ger Wiese
Die todtbereite Jugend stirbt und siegt.

Wer hört es nicht mit Stolz in allen Gauen,
Wie unsre Brüder kämpfen Glied an Glied:
Laßt uns im Lied auch für die Zukunft bauen,
„So will's die Zeit und ihr gehört mein Lied."

Wir wollen keinen Frühling mehr besingen,
Als nur des Völkerfrühlings Sonnenschein;
Kein ander Lied der Liebe soll erklingen,
Als nur von Lieb' zum Vaterland allein.
So lange, bis des Friedens heil'ge Feier
Mit ihren Segnungen die Welt umzieht.
Jetzt aber ruht das Schwert noch bei der Leier,
„So will's die Zeit und ihr gehört mein Lied!"

Im September 1870.

Fr. Xav. Seidl.

Das deutsche Lied.

Deutscher Sang ist deutsches Leben,
Ewig reich und ewig wahr;
Auf zum Himmel muß entschweben,
Was der Himmel hier gebar.
  Wo der Liebe Blumen blühen,
  Geister noch für Wahrheit glühen,
Steigt zum Himmel auf das deutsche Lied.

Was uns treibt zu frischem Streben,
Was im Herzen pocht und glüht,
Was die gold'nen Träume weben,
Was der holde Lenz geblüht:
  Alles Hoffen, alles Zagen,
  Alles Jauchzen, alles Klagen
Steigt zum Himmel auf als deutsches Lied.

Lächelt Friede seinen Blüthen,
Duftet es der Liebe Lohn;
Wenn des Krieges Wetter wüthen,
Schwillt es an zum Donnerton.
  Heil'ger Zorn und Liebesflehen,
  Todesgrau'n und Auferstehen
Steigt zum Himmel auf als deutsches Lied.

Singt mit echten deutschen Zungen,
Wie das Herz es eben will,
Sind die Töne sanft verklungen,
Wird's im Herzen wieder still.
  Und es tönet aus dem Liede
  Leise nach, wie sel'ger Friede —
Erd' und Himmel reichen sich die Hand!

Theodor Raebel.

Germania.

Ueberall Germania,
Wo noch deine Lieder tönen,
Wo in Deutschlands treuen Söhnen
  Noch das Blut der Helden wallt.
Deutsche Brüder, fern und nah',
Rufet: hoch Germania!

Ueberall Germania,
Wo noch deutsche Treue wohnet,
Wo noch Recht und Wahrheit thronet
  Und die finstre Lüge stirbt.
Deutsche Brüder, fern und nah,
Rufet: hoch Germania!

Ueberall Germania,
Wo noch deutsche Frauen walten,
Kindlein auf den Armen halten,
  Deren Lippe Vater lallt.
Deutsche Brüder, fern und nah,
Rufet: hoch Germania!

Dreimal hoch Germania!
Deutsche Männer sind nicht Knechte,
Und der Menschheit heil'ge Rechte
  Schreibt der Deutsche mit dem Schwert.
Deutsche Brüder, fern und nah,
Rufet: hoch Germania!

Theodor Raebel.

Der neue Rheinbund.

Der Preuße hat die erste Wacht
Am freien deutschen Rhein,
Wer Front jetzt gegen Preußen macht,
Das kann kein Deutscher sein.
  Hurrah, die Preußen sind schon da,
  Das Schwert in ihrer Hand:
  Germania, Germania
  Heißt unser Vaterland.

Und Baden denkt, die zweite Wacht,
Die ist schon lange mein;
Wer Front jetzt gegen Preußen macht,
Liebt nicht den Vater Rhein.
  Hei, die Badenser sind schon da,
  Das Schwert in ihrer Hand:
  Germania, Germania
  Heißt unser Vaterland!

Der Bayer denkt, ich hab' mein Bier
Für Deutsche nur gebraut,
Dem Franzmann blüht kein Hopfen hier,
Ihm wächst ein ander Kraut.
  Hurrah, die Bayern sind schon da,
  Das Schwert in ihrer Hand:
  Germania, Germania
  Heißt unser Vaterland.

Vom Donaustrand und von Tyrol,
Da schaut man nach dem Rhein;
Zög Mancher gern nach Frankreich wohl,
Doch darf es halt nit sein.
  Wünscht uns nur All' Victoria
  Mit Herz und Mund und Hand
  Germania, Germania,
  Auch unser Vaterland!

Ganz Deutschland hält nun treue Wacht
Vom Niemen bis zum Rhein,
Und wer sich das nicht gleich gedacht,
Kann wohl kein Deutscher sein.
Hurrah die Deutschen stehen da
Vereinet Hand in Hand:
Germania, Germania
Heißt unser Vaterland!

Fort nach Paris im Siegeslauf,
Dort führt den letzten Streich,
Dann setzt vereint die Marken auf
Vom alten deutschen Reich.
Hurrah, Hurrah, Victoria,
Die Deutschen Hand in Hand:
Germania, Germania
Heißt unser Vaterland!

Theodor Raebel.

Das trauernde Vaterland.

O weine nur, treues Weib!
Es ruhet des Gatten Leib
In kühler Erde, in dunkler Gruft,
Wo keine Stimme zurück ihn ruft.
Für ihn die Thräne zur Erde rinnt;
Doch hast du ihn lieb, so lebe für's Kind.

O weine, lieb' Schwesterherz mein!
Doch tröste die Mutter dein,
Und tröste den Vater im grauen Haar,
Dess' Sohn seine einzige Stütze war.
Der Bruder hat sterbend den Gruß dir gesandt:
„Ich sterbe den Tod für's Vaterland!"

O weine nur, liebende Braut!
Der Jüngling, so hold und traut,
Er liegt begraben, ach weit von hier,
Und kehret nimmer zurück zu dir —
Du sollst nicht sterben, und hast du ihn lieb:
Dem Vaterland deinen Brautkranz gieb.

O Vaterherz, stählern jetzt sei!
O Mutterherz, brich nicht entzwei!
Für's Vaterland schwang der Sohn das Schwert
Und starb des Namens der Väter werth.
Ihr gabt ihm die Lieb', die den Tod überwand,
Ihr gabt ihm Liebe und Vaterland!

Theodor Raebel.

Den Gefallenen.

Dahin gerafft in blühnden Tagen
Ruhet Ihr in Gräbern ungezählt,
Manch stilles Glück, manch süßes Hoffen
Ist auch mit Euch zu Tod getroffen
Und manch ein Herz wird bitter klagen,
Wenn Ihr beim Siegeseinzug fehlt.

Doch wird man Eure Namen preisen,
Ihr Helden in Wallhalla's Ruh,
Der deutsche Adler hebt die Flügel
Noch rauschend über Eure Hügel
Und trägt mit frohen Siegesweisen
Der Heimath letzten Gruß Euch zu!

Fr. Xav. Seidl.

Zum Friedensfeste.

Sei gegrüßt, du Himmelsbote,
Sanfte Friedenstaube du,
Die im Hoffnungs-Morgenrothe
Trugest uns den Oelzweig zu.

Friede! schallt's in weiter Runde,
Fröhlich strahlt das Angesicht;
Schmerzt auch manche Herzenswunde,
Weint man doch um Helden nicht!

Denn sie leben in dem Munde
Unsers Volkes ewig fort;
Enkel giebt dem Enkel Kunde,
Preis't sie durch begeistert Wort,

Laßt verstummen jede Klage,
Gebt der Freude vollen Lauf!
Denn mit diesem Friedenstage
Blüht das deutsche Leben auf.

Unser Reich bedeutet Friede,
Weil es deutsch ist, treu und wahr.
Friede klingt's in seinem Liede,
Friede herrsche immerdar!

Friede! tönt es im Geläute,
Friede! ruft der Kriegesheld,
Friede! jubeln frohe Bräute.
Friede! jauchzt die ganze Welt!

A. Bläsing.

J. G. Fischer.

Ein lebendes Bild.

1870.

Vom Berge schallt des Morgens Lobgesang
Und Thal und Fläche hallen jubelnd nach,
Die Flüsse rauschen und die Straßen leben,
Die Städte baden sich in Strom und See
Und auf dem Hügel treibt die freie Heerde.
Im Feld regiert, ergötzt vom Lerchenliede,
Den Pflug der Landmann, und die Werkstatt ringt
Mit ihren Nachbarinnen um den Preis.
Vom Frühroth leiht der Pinsel Duft und Farbe,
Der Meißel von der Schönheit Form und Adel,
Doch von dem Waldgeräusch und Liebesflüstern
Borgt Melodie und Sprache der Gesang,
Denn über Allen waltet Friede, Friede.

Und das, mein Deutschland, Alles nennst du dein,
Das Alles nannten längst die Völker dein,
Und gaben, wenn auch ungern und gezwungen,
Die Ehre deinem Geist und deiner Kunst;
Doch voll von Scheelsucht gaben sie dazu
Auch einen Geißelhieb auf deinen Namen,
Wenn deine Kinder in die Fremde kamen,
Und grollend mußtest du den Hohn ertragen,
Weil du an Haupt und Gliedern warst zerschlagen.

Was half es dir, wenn bei der Garben Fülle
Im Schatten deine Schnitterschaaren ruhten
Und zu sich sprachen: das ist meine Scholle,
Und zu sich sprachen: das ist meine Ernte?
Sie mußten doch, denn bis an's Herz zerschlagen
Wie Haupt und Volk, der Völker Hohn ertragen,
Und einen Geißelhieb auf ihren Namen,
Wenn ihre Kinder in die Fremde kamen.

Was half es, wenn beladen in den Hafen
Die Schiffe bogen, wenn zum Abendliede
Die Vesper hallte, wenn der Bursch sein Mädchen
Im Tanze schwang und Seele sprach zur Seele:
Das, das ist unser, hier sind wir zu Hause?
Wenn auf den Märkten des Vortrefflichsten
Erzeuger, wenn in Kunst- und Dichterhallen
Der deutschen Geister herrlichste erschienen?
Wenn auf Erfinder- und Entdeckerwegen
Der Thaten Wunder in Erstaunen setzten?
Sie haben doch, denn bis an's Herz zerschlagen
War Haupt und Volk, der Andern Hohn ertragen
Und einen Geißelhieb auf ihren Namen,
Wenn ihre Kinder in die Fremde kamen.

Doch endlich, deutsches Volk, war es genug
Der Langmuth und des grollenden Ertragens,
Und endlich hast du, auf dich selbst besonnen,
Was du so manch Jahrhundert lang vergessen,
Dich einmal wieder an dir selbst gemessen.

Denn seit dem jüngsten Hohn auf deinen Namen
Wie eines Riesen Herz, das gleichermaßen
Von Zorn und Kraft erfüllt, erhobst du dich,
Zum Blitz ausholend und zum Donnerschlag.
Und wie vom Thauwind in des Märzes Nächten
Ein Krachen anhebt durch die Eisesfelder
Und berstet nach bis an die fernsten Enden,
Bis daß der Strom die mächt'ge Schollenfluth
Emporhebt und zermalmend niederwälzt,
So brachst du los aus allen deinen Grenzen:
Krieg war die Losung, Krieg und Schlachtenruf,
Der letzte Austrag tödtlicher Entzweiung.

Und Tag um Tag beglänzte dich der Ruhm
Und Sieg auf Sieg umrauschte deine Fahnen;
Die Sprache wär' zu arm, der Siege Pracht
Zu schildern und das Grau'n der Niederlagen.
Wir haben staunend all die großen Bilder
Der Kämpferkraft und Unzerbrechlichkeit,
Des Todesmuthes hier, des Sturzes dort,
Aufathmend jedem Tage nachempfunden,
Ein blasses Träumen jener Wirklichkeit.

Doch eine That der rächenden Vergeltung,
Ein Schlag wie noch kein Schlag zuvor geschehen,
Ist eingebrochen wie das Weltgericht:
Wie Ihn die Sieggewohnten fingen, Ihn,
Das Räthsel und das Schlagwort seines Volks,
Des Trugs Mirakel, der Chimäre Helden,
Den Künstler der Verdrehung und Umdeutung,
Das Conterfei und das Pasquil des Oheims,
Ihn, des Cäsarenwahnes Abenteurer,
Der einer Welt die Losung erst — und dann
Sich und sein Kaiserreich zum Besten gab. —
Um keine Krone möcht' ich so zerbrochen
Wie du vor dem Besieger schandeste'hn,
Du ausgesuchter Stoff der Nemesis,
Ein Ahasveros, der nicht leben kann,
Ein Ahasveros, der nicht sterben kann.

Doch weg von ihm! Indeß er lebend modert,
Bringt unser Heer dem „ewigen Paris",
Der Ausgeburt und Zuflucht des Verderbens,
Das unbeugsame Schicksal der Entscheidung.
Blick um dich her — Verderben über dir!
Wo ist im ganzen Umkreis der Geschichte
Ein Bild dem Deinen gleich, du Stadt der Städte?
Denn keine Jungfrau kommt, um dich zu retten;
Die Helden und Prophetinnen sind todt,
Und Frankreich liegt in seinen eignen Ketten.
Nicht Titus' Heer zerstörte dich, kein Sulla
Reißt auf die Blutgerüste seine Opfer;
Dir selber unentrinnbar wie des Feindes
Erdrückender Umschließung, stehst du da,

Und hast die Rache, die den Sieger nicht
Erreichen kann, dir selber zugekehrt,
In des Parteigewühles Missethaten
Der Schwäche letzte Fieber auszutoben;
Wollust und Grauen heißen deine Musen,
Und Grau'n und Wollust deine Furien,
Die Tempel rauchen, die Paläste stürzen,
Die Götter und die Grazien, die du stahlst,
Sie sind zerschlagen oder ausgewandert,
Denn Schutt und Wüsten sind es, was Verzweiflung
Zu aller Zeit geliebt hat und erschaffen.

Nun lüge bis an's Ende, denn du wurdest
In langer Uebung Meister dieser Kunst,
Sag wie die Buben auf der Gasse sagen:
„Nicht wir, die Andern haben angefangen";
Laß lügen deine Größeprediger,
Sag', daß du nie geschlagen bist, Geschlag'ne,
Sag', daß die Welt dir dankt und dich bewundert,
Weil du vom Fall Europa hast gerettet,
Wie dir und uns die Gaukelredner deine
Verwesung theatralisch übersetzen.
Lüg' was du willst und warte, wer es glaubt,
Verdopple wie die Kinder, wenn man sie
Der aufgeblähten Tollheit überführte,
Den Aberwitz der überreizten Unmacht,
Bis daß du lügend an dir selbst vollzogen
Den Untergang, den du der Welt gedroht.

Doch du, mein Deutschland, schreib ein einzig Wort,
Das Wort Gerechtigkeit an deine Stirne,
Gerechtigkeit, die für ihr Volk es will,
Was durch des Volkes Geist und Kraft erschaffen,
Die auch beim Fremdling mehr und minder nicht
Erlaubt und fordert, als: gerecht zu sein.
Dann weiß ich nicht, was dich vom Aufgang her,
Was dich vom Niedergang erschüttern soll,
Denn was du thust, ist wahr, wie dein Gewissen;
Und was in Kraft bestand seit Anbeginn,
Das ist's. Nach allem Andern frage Nichts.

F. G. Pfarrius.

Spätherbst vor Paris.

Der rechte Pariser besucht und liebt
Das Kirschfest von Montmorency.
Weil es im Herbst keine Kirschen giebt,
Liegt heute wohl still Montmorency?

Villen, Terassen ernst wie das Grab,
Die Parks ohne Klang und Lieder,
Nur ängstlich schütteln ihr Herbstlaub ab
Die Ulmen zum Kiesweg nieder.

Im Taxusgrün, gleichviel, was geschehn,
Die steinernen Götter kosen,
Um's leere Marmorbecken stehn
Trauernd die letzten Rosen.

— Da dröhnt eine dumpfe Melodie,
Gesungen von ehernen Barden, —
Das sind die Kanonen von St. Denis,
Die grüßen die Preußischen Garden.

Du hörst es, du Sünden-Paradies,
Du riesige Welt-Hetäre,
Du giftige, goldene Stadt Paris:
Schafft Last und Leid dir Lehre?

Frühling im Elsaß.

Frühlingsknospen, Friedenstauben
Scheinen sich zu regen,
Und die Welt in frohem Glauben
Jubelt laut entgegen.

Drüben von den Schwarzwald-Belchen
Weicht der Schnee betroffen,
Aus den ersten Blumenkelchen
Steigt ein süßes Hoffen,

Das erfaßt mit stiller Wonne
Alle Kampfesmüden:
Willkommstrunk und Heimathssonne,
Liebchen, Freude, Frieden!

H. Steinheuer.

Frühling.

Es schwebt durch die Welt ein lieblicher Traum;
Ein wunderseliges Klingen
Erhebet sich leise von Baum zu Baum
Auf süß melodischen Schwingen.

Der schaffende Geist der Frühlingszeit
Durchweht mit erquickendem Hauche
Den träumenden Wald, er hat geweiht
Die Wunder an jedem Strauche;

Er hat so freudig zu stimmen gewußt
Die Lieder in jeder Kehle,
Und sich im Taumel der jauchzenden Brust
Ergossen in jede Seele;

Er hat entflammt zur erneuten Pracht
Die duftigsten Blüthentriebe,
Und sehnenden Herzen wiedergebracht
Die glühenden Rosen der Liebe.

Am Vaterhaus der Lindenbaum.

Am Vaterhaus der Lindenbaum
Grünt lustig wie vor Jahren,
Als mir der erste Frühlingstraum
Durch's junge Herz gefahren;
Noch hebt er seine Krone frisch,
Und breitet seine Aeste,
Und summend ziehn zum Blüthentisch,
Die Bienen, seine Gäste.

Und droben singt ein Vöglein klar
Ein Lied mit heller Kehle,
So sehnsuchtsvoll, so wunderbar
Durchklingt es meine Seele.
Das ist ein Lied voll Seligkeit,
Es klingt zu mir herüber
Ein heller Klang aus goldner Zeit,
Die längst, ach längst vorüber.

Wohl klang so oft dasselbe Lied
In fernen, fernen Stunden;
Den rechten Sinn hat mein Gemüth
Erst heut' herausgefunden:
Es kehrt der Lenz, er bringt zurück
Der Welt die alten Lieder,
Doch Menschenherz, dein Jugendglück
Kehrt niemals, niemals wieder.

Wie ein vergangner schöner Traum
Ist es dahin gefahren.
O Lindenbaum, o Lindenbaum!
Du grünst noch wie vor Jahren;
Noch streust du deine Schatten aus
Wie sonst, mit süßen Blüthen
Umdufte'st du mein Vaterhaus;
O mög' dich Gott behüten!

Ich aber steh', ein ernster Mann,
Als Fremdling an der Schwelle,
Voll stiller Wehmuth schau ich an
So manche Lieblingsstelle;
Und die sie mir so lieb gemacht,
Die mich vor Schmerz und Leide
Mit treuer Liebe stets bewacht,
Im Grabe schlummern Beide.

O Heimath süß! o Vaterhaus!
Du Preis der schönsten Lieder!
Voll Jugendlust zog ich hinaus —
Wie einsam kehr' ich wieder. —
O Vöglein du im Lindenbaum!
Mit deinen Melodieen
Laß' einmal noch den Frühlingstraum
Durch meine Seele ziehen.

Friedrich Oser.

Will's denn wieder Frühling werden?

Will's denn wieder Frühling werden,
Eh' der Winter kam heran?
Wie im Merzen grünt's auf Erden,
Lacht die Sonn' am Himmelsplan.
Ja der Weidenbusch am Walde
Thut die lichten Knospen auf,
Und das Bächlein längs der Halde
Nimmt durch Blumen seinen Lauf.

Kahl wohl stehn im Feld die Bäume,
Und ein Zwitschern findet nur
Für die neu erwachten Träume,
Horch! das Vöglein auf der Flur.
Willst du klagen, daß der Winter
Bald sie deckt mit Reif und Schnee,
Willst du zagen drum, daß hinter
Aller Lust sich birgt das Weh?

Nein! was Gott dir hat gegeben,
Freudig nimm's und dankbar an,
Mag auch unversehns im Leben
Nach der Lust das Leid dir nahn!
Frage nicht, was bringt der Morgen,
Thut sich Gottes Huld dir kund;
Ohne Grämen, ohne Sorgen
Freu' dich heut' aus Herzensgrund!

Herbstnebel.

Im Felsenthal, durch's Nebelmeer,
Wandr' ich der Heimath zu;
Zu meinen Füßen rauscht das Wehr,
Und eines Glöckleins Ton weht her
Der Wind mir von der Fluh.

Verwandelt sind zum flachen Land
Die waldumkränzten Au'n;
Mir ist, als irrt' an fremdem Strand,
Verbannt, durch öden Wüstensand
Ich voller Weh und Grau'n.

Da blitzt hindurch ein Sternlein hell
Hoch ob dem Felsenjoch,
Und winkt so freundlich mir zur Stell:
Wärst ohne Heimath du, Gesell,
Fändst eine droben doch!

Heimweh.

Sterne, die ihr niederschaut
Fern auch auf der grünen See,
Euch dort oben sei vertraut
In der Fremde hier mein Weh!
Mächtig wohl erbraust das Meer,
Doch die Firnen seh' ich nicht,
Die so hold, ach! und so hehr
Schimmern rings im Abendlicht!

Winde! die vom Heimathland
Ihr so frisch herüberweht,
Euch, am schönen üpp'gen Strand,
Sei's geklagt, wie's mir ergeht!
Reicher wohl blüht Alles hier,
Doch die Matten seh' ich nicht,
Strahlend wie mit goldner Zier
Traut im letzten Abendlicht.

Vögel! die ihr heimwärts fliegt,
Hört, o höret meinen Gruß!
Wenn ihr fern im Tann euch wiegt,
Klagt's ihm, was ich leiden muß!
Ach! den grünen, grünen Wald
Meiner Heimath seh' ich nicht,
Und mein Seufzer nur verhallt
Wehmuthsvoll im Abendlicht!

W. Arban.

Ich frage:

Was ist das Leben? „Ein Rosenbaum!“
Was ist die Liebe? „Die Rose d'ran!“
Durch Sonnenküsse eröffnet kaum,
Auch Dornenspitzen schon nebenan!

Frühlings Spur, Wort und That.

Im Waldgebreite, in Hain und Flur
Entzücken nur und selig Sprossen,
Von Engelshänden ausgegossen —
Das ist des Frühlings gold'ne Spur.

Und lindes Säuseln und Liederklang
Begleitet uns auf allen Wegen,
In Wäldern, Lüften und Gehegen —
Das ist des Frühlings Wort und Sang.

O Spur und Wort, du Frühlingssaat,
Von Gott gesät, — ich sinke nieder
Und bete fromm wie einstens wieder —
Das ist des Frühlings heil'ge That!

Albert Traeger.

Im Lenz verblüht.

Kahl sind noch Feld und Garten,
Im Sturm erbebt die Nacht,
Die bangen Knospen warten,
Ob nicht der Lenz erwacht;
Vom Winter eingeschlossen,
Du zartes Kind allein,
Bist plötzlich hold umflossen
Mit lichtem Rosenschein.

Bunt schmücken sich die Auen,
Am grünen Waldeshag,
Die kleinen Veilchen blauen
Bei'm hellen Finkenschlag;
Nun Alles, weich umfangen,
Im Arm des Lenzes ruht,
Flammt schon auf deinen Wangen
Die dunkle Rosengluth.

Die Nachtigallen kosen
In lauer Abendluft,
Da blüh'n die ersten Rosen
Auf einer frischen Gruft;
Und wenn ihr Kelch die süßen,
Sehnsücht'gen Düfte sprüht,
Sie still die Schwester grüßen,
Die schon im Lenz verblüht. —

Zigeunerkind.

Seit du, braunes Zigeunerkind,
Mir am Herzen gelegen,
Alle Gedanken zerstreut mir sind,
Schweifen auf luftigen Wegen;
Ach, du hieltest nur kurze Rast
Bis zu der Sterne Verblassen,
Aber ewige Unruh' hast
Du zurück mir gelassen.

In der Waldschlucht schauriger Hut
Lagern die schwarzen Gesellen
Um der Flamme lodernde Gluth,
Lustig erklingen die Schellen;
Und das rasselnde Tamburin,
Wild fliegt es auf und nieder,
Wie ein Traumbild nahen und flieh'n
Lockend die schwellenden Glieder.

In des Mittags sengendem Hauch
Brütet die Haide voll Schweigen,
Einsam duftet ein blühender Strauch,
Schwankende Rosen neigen
Sich herab auf das süße Gesicht,
Das vom Schlummer befangen,
Und der Sonne neckisches Licht
Küßt verstohlen die Wangen.

Seit du, braunes Zigeunerkind,
Mir am Herzen gelegen,
Alle Gedanken zerstreut mir sind,
Schweifen auf luftigen Wegen;
Rastlos treibt es im Traume der Nacht
Mich in die waldigen Klüfte,
Wenn am Tag deinen Gruß mir gebracht
Blühender Rosen Düfte.

Stephan Milow.

Frühlingsgang.

Ich wandle sinnend, lenzumfangen,
Und schaue in die Weiten aus,
Entflohn dem Treiben, Drängen, Bangen,
Entflohn des lauten Tags Gebraus.

O herrlich Bild im linden Wehen!
Mir wird zum Traum die Flucht der Zeit;
Du bist's ja noch, das ich gesehen
In dämmernder Vergangenheit.

Das ist der Hauch noch, den ich fühlte,
Da ich als Kind die Flur durchlärmt,
Der Hauch, der mir die Stirne kühlte,
Da ich als Jüngling heiß geschwärmt.

Natur, du Wunderbare, Hehre!
Ich weiß, dich rührt kein Menschenwort;
Ob Lust mich schwelle, Leid verzehre,
Unnahbar bleibst du fort und fort.

Mir ist, du sprichst: „Ich stürme, kose,
Nacht bring' ich und den Strahl des Lichts,
Die Nessel treib' ich wie die Rose;
Was lobst du mich? du bist mir nichts!"

Und doch — ich fühl's mit trunk'nen Blicken —
Mir wird die Brust so frei, so weit;
Natur, wie kannst du süß erquicken
In deiner Antheillosigkeit!

Gedenkblätter.

I.

Mein Auge hat den sichern Quell gefunden,
Der stets dich tränkt und wunderbar erquickt:
Sieh, lieben mußt du, warm in allen Stunden,
Was immer dich verwirrend auch umstrickt.
Daß du nur lieben kannst! Und warte nicht,
Bis dich durch seine Macht ein Anblick zwingt;
Was selbst dir lodernd aus der Seele bricht,
Ist erst das Feuer, welches Segen bringt.
In deiner Armuth sage dir: Wer weiß,
Woran sich mein verlangend Herz noch hängt!
Das heg' ich dann und kos' ich liebeheiß,
Das wird mein Trost, wie Vieles mich bedrängt!
Dein Herzensschlag ist deiner Freuden Maaß,
Nur was du liebend halten kannst, ist dein;
Was klagst du, daß der Himmel dich vergaß?
Er zieht in keine kalten Seelen ein.
Beflügle deinen Puls, und wankst du schier,
Ein volles Herz bewältigt jede Last:
O welche Kraft zum Glücke ruht in dir,
Wofern du nur die Kraft, zu lieben, hast!

II.

Die Seele liebt, am Fernen still zu hangen,
Darein sie ihre Träume legen kann;
Wird uns denn nicht erst schön, was hingegangen?
Da fängt es erst ein höhres Dasein an.
Die Helden, welche unser Aug' entzücken,
Sie irrten auch in Sünden durch das Sein;
Doch spätre Tage kamen, sie zu schmücken,
Und groß und herrlich ward, was menschlich klein.
O Wunderwerk der liebenden Gedanken!
O sehnend Herz, wie dichtest du so gern!
Aus trüben Nebeln, welche qualmend schwanken,
Ersteht ein strahlend heller, fester Stern.
Vermöchten wir, was um uns ist, zu schauen,
Wie eine künft'ge Zeit es einst bekrönt!
Doch kann uns Eins dahin die Brücke bauen:
Der Blick nach rückwärts, der so hold verschönt.
Drum rasten wir am liebsten beim Vergang'nen,
Und ahnen lauschend, was die Zukunft webt:
O Gegenwart, du Alles dem Befang'nen
Und Nichts dem Geist, der auf zum Aether strebt!

Georg Freiherr v. Dyherrn.

Aus meiner Jugendzeit.

Mir ist es, wenn ich sehe
Nach jener Zeit, entschwunden kaum,
Als ob sie vor mir stehe,
Gleich einem wundersamen Traum.

Und meiner Jugend Sterne,
Sie schau'n mich an so licht und klar,
Und machen hell, was ferne,
Was lang verhallt, vergessen war.

So find' ich dichtend wieder
Verklung'ne Lust, begrab'nes Leid,
Und jedes meiner Lieder
Ist wie ein Klang aus goldner Zeit.

Da ziehen helle Bilder
Vorbei, manch süße Stimme tönt;
Die Schatten werden milder,
Von der Erinnrung Licht verschönt.

Als Engel für mein Leben
Hab' ich von Gott das Lied erfleht;
O du! der mir's gegeben,
Nimm es als heißes Dankgebet!

Was auch mein Herz bewegen
Mag — immer sei es dir geweiht:
Dann wird zum reichen Segen
Das Lied aus meiner Jugendzeit.

Orchidea.

Hell glänzen die Lüster, hell funkelt der Wein
Und brennende Augen schaun lachend darein,
Von glühenden Lippen champagnerbethaut,
Klingt sprühender Worte verlockender Laut.

Demanten und Perlen im Lockenkranz,
Drin badet sich feuriger Blicke Glanz;
Auf blankem Parket wogen fürstlich einher
Die Schleppen von Atlas — ein seidenes Meer.

Und dort in den Vasen von Bergkrystall
Fremdartig die Blumen, die seltsamen all',
Buntschillernd der Kelche Schmetterlingspracht,
Wie ein Märchen aus tausend und einer Nacht.

Und unter den Blumen, wie eine Fee,
Voll blendender Schönheit die Orchidee.
Ein Gast aus den Tropen, so duftig und schön,
Wie bleiche Seerosen beim Mondlicht gesehn.

Die Blume träumet vom fernen Süd',
Wo am Ufer des Dschumnah sie lächelnd erblüht,
Wo smaragdene Wogen vorübergerauscht,
Wo sie Bulbuls sehnenden Liedern gelauscht.

Der fliegende Demant, der Kolibri,
Das Kind der Tropen — er liebte sie;
Nun ist es vorbei mit dem Lieben all,
Und sie blüht in der Vase von Bergkrystall.

Da hell auf die Blume der Tropenwelt
Ein Blick aus blauleuchtenden Augen fällt,
Und der einzige Blick hat Zaubermacht:
Aus dem Traum ist die Orchidee erwacht.

Sie neigt sich der blonden Fürstin zu:
„Wie die Tropensonne blendend bist du,
Dein Aug' ist der Tag, dein Aug' ist das Licht,
Und der sonnige Himmel dein Angesicht!"

Da lächelt liebreizend die schönste Frau,
Im Auge perlt es wie silberner Thau,
Sie fühlt sich der Blume des Dschumnah verwandt,
Und sie bricht die Blume mit weißer Hand.

Die Tropenblüthe an schwellender Brust
Träumt wieder von Südens Weh und Lust,
Und drüber das Zauberauge flammt,
Wie die Orchidee auf dem schwarzen Sammt.

Wilhelmine Gräfin v. Wickenburg-Almásy.

I.

Veilchen im Spätherbst.

Wenn sich die Wälder färben
Goldgelb und dunkelroth,
Und rings die Blüthen sterben
Im Frost den frühen Tod;
Wenn Schnee bedeckt die Gipfel,
Der Herbstwind heult und ächzt
Und um entlaubte Wipfel
Der heis're Rabe krächzt;

Wenn fahl und welk im Staube
Verdorrt der Bäume Zier,
Umringt von dürrem Laube,
Was suchst du Veilchen hier?
Hat dich die Zeit betrogen?
Meinst du, es sei schon März?
Hat kosend dich belogen
Der Lüfte böser Scherz?

O sieh dir an die falben,
Verdorrten Blätter all,
Es schwirren keine Schwalben,
Singt keine Nachtigall;
Und keine saft'gen Halme
Treibt mehr der Erde Schooß,
Aus trübem Nebelqualme
Ringt sich die Sonne los.

Sag'! welche Wünsche riefen
Hervor dich aus dem Grund?
Kamst du aus deinen Tiefen,
Damit uns werde kund,
Daß in der Schöpfung Weiten
Die Kraft der Jugend bleibt,
Und daß zu allen Zeiten
Ein Lenzgedanke treibt?

II.

Dunkle Stellen.

Keinen Glanz und keine Helle
Auf der Erde weit und breit,
Wo nicht eine dunkle Stelle
Wahrte ihre Heimlichkeit.

Gieße über Thal und Hügel
Deine Strahlen, Sonnenlicht,
Doch des Dunkels schwarze Flügel
Ganz verscheuchen kannst du nicht.

Wirfst du in die tiefsten Thäler
Deinen warmen Mittagsschein,
Schließt der Wald, der dunkle Hehler,
Dennoch sein Geheimniß ein!

Tannen mit den dunklen Nadeln
Und dem kühlen duft'gen Harz,
Eichen, die die Zeiten adeln,
Hüllen's ein in tiefes Schwarz.

Ach! und dringt durch manche Ritze
Mühevoll ein spärlich Licht,
Dann, gleichwie bei nächt'gem Blitze,
Scheint das Dunkel doppelt dicht.

Und so geh' ich süß erschauernd
An dem Dickicht stumm vorbei,
Fraglos, welch' Geheimniß lauernd
Drinnen wohl verborgen sei!

Was es immer auch verhehle,
Seinen Schleier lüft' ich nicht,
Ist doch in der eignen Seele
Mancher Punkt selbst ohne Licht.

Manches stumm und unverständlich,
Dem vergebens nachgespäht
Der Gedanke, bis er endlich
Sorglos d'ran vorübergeht.

R. Waldmüller-Duboc.

Heim aus Frankreich.

Grüner Wald, du bist mir nahe,
Bach, du rauschest meinem Ohr;
Eure Himmelstiegen winken,
Berge, mir empor, empor!

Dort im Ost die goldne Ampel,
Morgenfrisch aus Gottes Hand,
Hier der Jubel in den Büschen, —
Liebes, schönes, deutsches Land!

O der Wonne, — was sich nimmer
Mit der Freude sonst vertrug,
Deutschland, freudig denk' ich deiner
Jetzt mit jedem Athemzug!

Der frost'ge Tag.

Wie schon nach einem frost'gen Tag
Ueberall die Blätter fallen;
Eins wirbelt leis dem andern nach,
Und fahl wird's in den grünen Hallen.

Nun lacht die Sonne durch den Hag,
Doch Blatt um Blatt sinkt traurig nieder;
O um den einen frost'gen Tag!
Wer bringt, was er uns raubte, wieder?

Ach, die Sichel klingt im Feld!

Ach, die Sichel klingt im Feld!
Holde Zeit, du gehst zur Neige!
Klagend zwitschert's im Gezweige:
Bald ade nun grünes Zelt —
Ach die Sichel klingt im Feld!

Bald Ade nun überall!
Ach, ich hörs' wohin ich lausche,
Nach dem süßen Jugendrausche
Tönt's in jedem Blätterfall —
Bald Ade nun überall!

O willkommen denn auch du,
Herbst des Jahres wie des Lebens!
Nach dem Tag voll heißen Strebens
Naht des Feierabends Ruh, —
O willkommen denn auch du!

Adolf Bube.

Der Liebe Traum.

Die Rose wendet ihr Gesicht
Dem holden Gott des Tages zu.
Sie schwelgt in seinem Zauberlicht,
Bis er am Abend geht zur Ruh'.

Dann schließt sie fest sein liebes Bild
In ihre wonnetrunkne Brust,
Und träumt im stillen Nachtgefild
Süß von des Tages Glück und Lust.

So sieht die Braut im schönen Traum
Die Lichtgestalt des Liebsten stehn,
Wenn er aus ihres Blickes Raum
Schied bis auf frohes Wiedersehn.

Steinwurf.

Sieh den behenden Knaben,
Wie er den glatten Stein
Mit ausgeholtem Schwunge
Wirft in den Teich hinein.

Der Stein bewegt die Fläche
Im schrägen Niederfall,
Und zieht gedehnte Kreise
In's schwanke Fluthkrystall.

Gleicht nicht das Wort dem Steine?
Bevor es uns entflieht,
Kann wohl der Geist bestimmen,
Wie viel es Kreise zieht?

Greis und Baum.

Ernst steht im schneebedeckten Raum
Ein blätterloser, starrer Baum,
Und vor ihm tiefgebeugt ein Greis
Mit wenig Locken, silberweiß.

Er denkt: „Was dir der Herbst geraubt,
Die Blätter, so dich reich belaubt,
Die schmücken lieblich dich aufs neu',
Kehrt mild zurück der schöne Mai.

Doch was des Lebens Herbst mir stahl,
Die dunklen Locken ohne Zahl,
Der Jugend süßes Liebesglück,
Das bringt kein Frühling mir zurück."

Der Greis im tiefen Herzensweh
Weint manches Thränlein in den Schnee;
Da dünkt es ihm, als ob der Baum
Hindeute nach dem Himmelsraum.

Er hebt die Blicke, Trost und Ruh
Winkt traulich Stern bei Stern ihm zu:
„Dein Winter währt nur eine Zeit,
Ihm folgt ein Lenz — die Ewigkeit!"

Hermann Grieben.

Am Grabe.

I.

Zu Ostern geht's. Die Frühlingssonne blickt
So freundlich auf die junge Welt hernieder,
In Feld und Garten grünt und blüht es wieder
Und alle Herzen fühlen sich erquickt.
Nur Euch hat Gott ein schweres Leid geschickt:
Jäh hat der Todesengel sein Gefieder
Gedeckt auf Eures Kindes Augenlider,
Die liebste Blume hat er Euch geknickt.

Zu Ostern geht's. O traget gottergeben,
Den Ihr erfuhrt, des Schicksals herben Schlag!
Es geht ein ewig Wort, das Euch erheben
Und Euern heißen Schmerz beschwicht'gen mag:
„Ich bin die Auferstehung und das Leben!"
Der Marterwoche folgt der Ostertag.

II.

Ein bitt'res Leid ward über Euch verhängt,
Ein Liebling aus den Armen Euch gerissen;
Das todte Kind, auf letztem Ruhekissen
Zur letzten Ruhe wird's hinabgesenkt.
Was Gott vor kurzen Jahren Euch geschenkt,
Er nahm's zurück, Ihr sollt es fürder missen.
Wer weiß es, ach, wir werden's nimmer wissen,
Warum Er so der Menschen Pfade lenkt.

Ja, weinet nur und laßt die Thräne rinnen!
Sie thut Euch wohl und lindert Euern Schmerz.
Was Ihr verlort, ging leiblich nur von hinnen,
Im Geist erfüllt es ewig Euer Herz.
O richtet nur die Augen himmelwärts!
Wer Gott vertraut, wird sichern Trost gewinnen.

III.

Es ist vorbei. Dein Leben liegt beendet,
Du gingst dahin, es hat so kommen sollen.
Wir dürfen nicht der Fügung Gottes grollen,
Er weiß gar wohl, warum den Tod er sendet.
Da liegst du nun versenkt. Die Thräne blendet
Das Auge mir, ich höre nur die Schollen
Vom Grabesrand auf dich hinunterrollen; —
Warum doch ward dein Loos so jäh gewendet?

Warum? So war's von Anbeginn beschlossen:
Die Form zerstiebt, zu Staub verwehn die Glieder
Und Erde wird, was irdisch war entsprossen.
So sinkt in Nacht dein irdisch Theil darnieder!
Dein ew'ges ist im Meer des Lichts zerflossen;
Das Meer des Lichts vereint uns alle wieder.

Victor Granella.

(Dr. W. Tangermann.)

Poesie des Lebens.

Bezaubernd, wie von hellen Frühlingsflüssen,
Winkt's aus den längst entschwundnen Jugendtagen;
Aus Sonnenfunken, welche drüber lagen,
Blitzt ihrer Traumwelt sel'ges Heimathgrüßen.

Accorde möchten klangvoll sich ergießen,
Wo je ein Laut des Lenzes angeschlagen,
Und jedes Knöspchen aus dem Grün sich wagen,
In der Erinnrung Sternenduft zu sprießen.

Sein innres Dasein muß das Herz erweitern,
Im Kampf des Lebens vielgeprüft sich stählen,
Mag ihm auch manche Erdenhoffnung scheitern.

Der schönern Hoffnung ew'ge Kronjuwelen
Glühn aus der stillverklärten Rosenblüthe,
Nachduftend im geläuterten Gemüthe.

Kaiser Karl V.

Goldenlieblich sank der Abend
Auf das stille Klosterhaus;
Und der Kaiser, sich erlabend,
Trat auf den Balkon hinaus.

Fernhin durch die blauen Lüfte
Sah die Rosengluth er ziehn;
Blumen boten ihre Düfte
Und die Wiesen frisches Grün.

Blühnder sah, in sich versenket,
Er wohl niemals die Natur;
Von der Schönheit Glanz getränket,
Purpurglanz nur und Azur.

Und in des Gemüths Bewegung,
Halb betrachtend, halb im Traum,
Fühlt des Todes leise Regung
Er in seinen Gliedern kaum.

Wie bei Nacht sich's still und düster
In Cypressenwipfeln regt;
Des Granatenbaums Geflüster
Wehmuthsvoll sein Herz bewegt.

Aus den längst versiegten Quellen
Sich noch eine Thräne ringt,
Als das Bild von Isabellen
Ihm ein alter Diener bringt.

Einst so innig ihm gesellet,
War sie wohl sein höchstes Glück;
Wie sein Dasein sie erhellet,
Zeigt ihm noch ihr Liebesblick.

Doch des Lenzes Jugendwonne
Ist seit lange schon verblüht;
Seines Geistes Strahlensonne
Ist in ihrem Tod verglüht.

Trennend sich vom theuren Bilde,
Nimmt er Titian's Gericht;
Abendroth umfließt es milde
Mit dem letzten Dämmerlicht.

Und der Mond irrt mit Erbangen
Durch den blauen Aetherraum,
Läßt verwirrt den Schleier hangen
Neben ihm am Lorbeerbaum.

Orgeltöne früh erklangen
In die dämmrig weiche Nacht;
Mönche ihre Psalmen sangen
In des Tempels Marmorpracht.

Als die Fenster sich erhellten
Sanft im duft'gen Morgenroth,
War der Herrscher beider Welten
Kaiser Karl der fünfte todt.

August Silberstein.

Das eig'ne Heim.

Wie eine Blüthe zart,
Des müden Falters Schutz,
Sei dir, in holder Art,
Dein eigen Heim zu Nutz.

So weit und reich die Welt —
Nichts süß're Ruh beschert,
Als wenn du wohl bestellt
Den eig'nen trauten Herd.

O bleib auch du getreu
Und wahre dir den Hort —
Hier grüßet dich auf's Neu'
Das alte Liebeswort.

Hier findest du den Rest
Vom einst'gen Paradies,
So lieblich, kaum ein Nest,
Das doch kein Schwälblein ließ!

Gleichwie ein Kirchlein schaut
Aus wildem, düstern Wald,
Winkt dir die Heimath traut,
Das milde Glöcklein schallt.

Und kehrst mit müdem Fuß
Du aus der Weit' zurück,
Wird dir ein süßer Gruß,
Wird dir ein stilles Glück.

Wenn du gebrochen bist,
Und von der Welt verfehmt,
Hier wird zu jeder Frist
Des Hasses Arm gelähmt.

Im allerkleinsten Raum
Ein Brod, ein Bett auf Stroh —
Du liegest weich im Traum
Und bist noch einmal froh.

In allem Sturmgebraus
Bleibt dir ein Hafen fein —
Zum theuren Heimathhaus
Kehr' ein — o kehre ein!

Fr. Xav. Seidl.

An das Glück.

Zogst du einmal noch auf Schwingen
Meiner heißen Sehnsucht aus?
Findest du nach manchem Ringen
Endlich mein verödet Haus?
Ach, verlass'ne Orte starrten
Geisterbleich dich an und fahl,
Und viel dunkle Stätten harrten
Längst auf deinen milden Strahl.

Fest und ruhig in dem Hoffen,
Daß es endlich tagen muß,
Halt' ich ganz mein Herz dir offen,
Segn' ich freudig deinen Fuß.
Denn du nahst mit zartem Kosen
Und ich seh dich wieder glühn,
Duften in den neuen Rosen,
In den neuen Liedern blühn.

O so breite deine Schwingen
Dauernd über meiner Saat,
Gieb den Thaten froh Gelingen
Und gieb Blumen meinem Pfad.
Und das Herz in neuen Tagen
Gern sein altes Leid vergißt,
Auch zwei schöne Augen sagen,
Wo sein Glück zu finden ist.

In der Fremde.

Fremde Menschen, fremde Räume,
Fremd ist Alles um mich her,
Nur die lieben goldnen Träume
Meiner Heimath fliehn nicht mehr.

Sie sind mit mir fortgezogen
In die weite Welt hinaus,
In des Lebens wilden Wogen
Mahnen sie an's Vaterhaus.

Da hör' ich die alten Lieder
Von der Jugend fernem Glück,
Und durch meine Seele wieder
Geht dein letzter lieber Blick.

Irrend durch die öden Gassen,
Fühl' ich's tröstend dann im Sinn,
Daß ich fremd zwar und verlassen,
Aber nicht vergessen bin.

Carl Schoenhardt.

Vermählung.

Nun empfang' in dieser Hallen
Gottgeweihtem Dämmerschein,
Unter Tönen, voll und rein,
Die von hoher Wölbung fallen,
O Geliebte, heut empfange
Schwur um Schwur, und im Gesange
Soll der Tag verherrlicht sein!

Bräutlich trittst du durch den Bogen
In des Herbstessonnen Glanz,
Der um deinen Myrtenkranz
Lichte Schleier hat gezogen:
Sind es nicht des Frühlings Stralen,
Sieh, mit vollen Früchteschalen
Seguet dich der Horen Tanz.

„Ave verum" tönt's von oben,
Oeffnet sich der Sel'gen Thor?
Und des Meisters schönster Chor
Hat die Seelen uns erhoben,
Daß sie hoch im Klaren wallen,
Ueber diesen Tempelhallen
Hoch und höher stets empor.

Uns umfängt des Himmels Weite,
Leis verklingen Ton und Wort
Und wir schweben ruhig fort;
Sänger kommen uns zur Seite,
Heimathfrohe, still gezogen,
Und schon aus verklärten Wogen
Hebt sich unsrer Liebe Port.

Froher als im Blüthenlichte
Uns erschien die junge Flur,
Webt uns heut die Herbstnatur
Schönerfüllte Lenzgedichte:
Was die Knospen uns versprochen,
Was in Blüthen aufgebrochen,
Alles trägt der Reife Spur.

Gruß in die Ferne.

Fernhin, wie in's Land der Träume,
Bist du plötzlich mir entführt:
Dich empfangen jene Bäume,
Du erkennst sie stillgerührt.

Wandelst in der Schattenkühle
Hochgewölbter Waldesnacht,
Hast mit liebendem Gefühle
Auch des Fernen jetzt gedacht.

Wie dir von des Mondes Strale
Sanft das Auge überfließt,
Der die volle Silberschale
Durch die Zweige niedergießt:

Denke, daß des Lichtes Welle,
Die zu deiner Seele dringt,
Mir auch mit Gedankenschnelle
Deine lieben Grüße bringt.

Aus der Künstlergesellschaft „Bergwerk."

Sieh uns im krystallnen Saal
Heut in bunten Reihen
Dir vorüber, Rübezahl,
Wandeln, Zwei zu Zweien!
Schier verwundert sieht der Schacht
Helle Frau'ngesichter,
Und von Aug' zu Aug' entfacht
Hüpfen Grubenlichter.

Mit dem Dunkel bald vertraut,
Fremdlinge von oben,
Schauet, wie der Gnome baut,
Erz an Erz gehoben.
Nehmet, was wir aus dem Spalt
Heut zu Tage bringen:
Berggeist, gieb ihm den Gehalt,
Gieb uns das Gelingen!

Laß uns deiner Geistermacht
Treu die Fackel halten!
Ewig aus der Teufe Nacht
Brechen die Gewalten,
Die in Herzen, kühn und echt
Heil'ge Feuer zünden
Und dem sterblichen Geschlecht
Göttliches verkünden.

Heute aber werde frei
Mummenschanz getrieben!
Unser alter Wahlspruch sei:
„Trinken, Singen, Lieben!"
Freiheit jedem Wort, das frisch
Springt von frohem Munde
Und beschwingt von Tisch zu Tisch
Zündend macht die Runde!

Und kein anderes Gebot
Hemmt uns die Gedanken:
Zarter Frauen Wangenroth
Geb' allein die Schranken!
Ist, was uns im Sinne steht,
Manchmal auch verwegen —
Selbst der Grillenfänger geht
Heut auf losen Stegen.

Wie sich überraschungsvoll
Dort ein Vorhang breitet!
Wer mag sagen, was sich toll
Hinter ihm bereitet?
Waret, wenn er niederfliegt,
Ihr gespannt vergebens —
Nur in dem Geheimniß liegt
Aller Reiz des Lebens.

Nur was reizt, ist etwas werth!
Reizend sind die Frauen,
Die uns heute ist beschert
Hier im Schacht zu schauen.
Reizend und geheimnißreich
Droben selbst am Tage,
Steigen sie den Göttern gleich
Heut in's Reich der Sage:

Kommen aus der Lüfte Strom,
Aus der goldnen Helle,
Hier herab zu Zwerg und Gnom,
Dem in dunkler Zelle
Räthselhaft die Lampe glüht —
Räthsel selbst! — wer löst es?
Denn das weibliche Gemüth
Ist der Wunder größtes.

Zu dem Gold der nächt'gen Schicht,
Das die Geister hüten,
Bringen sie das Himmelslicht,
Bringen seine Blüthen.
Selbst der rohe Edelstein,
Den wir aus den Wänden
Schlagen, will geschliffen sein
Nur von ihren Händen.

Weh der Kunst, die sich einmal
Eurer wollt' entwöhnen!
Denn ihr bleibt das Tribunal
Im Gebiet des Schönen.
Wie ihr droben herrscht im Reich,
Waltet hier als Richter,
Deren Beifallsblick zugleich
Helden macht und Dichter!

Walter Schwarz.

Neugriechisch.

Des Meeres Wogen schäumen,
Rings ruht die Welt in Träumen —
Mich flieht des Schlummers Rast.
Es schauern rings im Kreise
Die Blätter leise, leise
Herab vom dürren Ast.

Von einem Land zum andern,
Verwaiste Taube, wandern
Muß ich in Einsamkeit.
Verlassen, ohne Lieben —
Ein herbstlich Blatt, getrieben
Vom Wirbelwind der Zeit.

Ich hör' des Meeres Brausen,
Der Winde wildes Sausen,
Weiß, daß kein Glück mir bleibt.
Den Wanderstab in Händen,
Muß ich mich weiter wenden,
Wohin der Schmerz mich treibt.

Trost.

So bang sind diese dunklen Tage,
So wund das Herz in meiner Brust,
Als führt' aus dieser herben Plage
Kein Weg mehr zu des Lebens Lust.

Der Jugend letzte Ros' entblättert,
Verwelkt der Hoffnung letztes Grün;
Der Abendhimmel selbst umwettert
Von Wolken, die nicht mehr entfliehn. —

Nur wie in einsam dunkle Kammer
Ein Stern sein stilles Grüßen schickt,
So ist nur Eins in diesem Jammer,
Das mir die Seele noch erquickt.

Ich weiß, daß jenseits dieser Qualen
Wenn alle Thränen ausgeweint,
Mir Gottes Lieb', in milden Strahlen,
Doch wieder auf die Wege scheint.

Und daß selbst dieses heiße Schmerzen,
Aus dem ich keine Rettung seh,
Dereinst sich löst von meinem Herzen —
Auch nur ein endlich Menschenweh! —

Max Schaffrath.

Zum Geburtstage.

Das war der allerschönste Mai;
Er brachte Blüthen mancherlei
Und Duft und Klang die Fülle.
Ein Ringen war's umher, ein Drang!
Von jeder blöden Schönheit sprang
Vor inn'rer Lust die Hülle.

Und als das Wunder war vollbracht,
Da hat der Mai so hold gelacht,
Daß Alles bebt in Wonne,
Der Himmel glänzt' in tieferm Blau,
In frischerm Grün Gebirg' und Au',
Und goldner schien die Sonne.

Die schönste Nacht beschloß den Tag.
Das war ein Nachtigallenschlag,
Ein Flüstern rings und Kosen!
Ein milder Schein durchzog die Luft;
In seinem Silber schwamm der Duft
Von frischerblühten Rosen.

Und als es gegen Morgen ging,
Sank leiser Thau herab und hing
An Blumenlippen lüstern;
Vom Himmel haucht' es her so frisch,
Ein süß Geheimniß schmeichlerisch
Den Blüthen zuzuflüstern.

Da ward ein Jubel ringsumher;
Die Sonne kam und hat ein Meer
Von Strahlen drein ergossen.
Doch fiel ihr hellster Liebesschein
In tiefe, dunkle Aeugelein,
Die eben sich erschlossen.

Dies hochbeglückte Kind warst du!
Du lächelteſt der Sonne zu,
Sie war dein erstes Schauen;
Dein erstes Athmen Maienluft,
Sie trug dir zu den Blüthenduft
Der reichgeschmückten Auen.

Stillsinnig wuchsest du heran,
Und alle spätern Lenze sahn
Den Liebling mit Entzücken,
Und alle rangen gleichgesinnt
In holdem Streit dich, süßes Kind,
Mit höherm Reiz zu schmücken.

Und als das Wunder war vollbracht:
Du standest in bescheid'ner Pracht,
Die schönste Maienblüthe.
Wie Blumenduft so zart und rein,
So geisteshell wie Sonnenschein,
Ein Engel am Gemüthe!

So sah ich dich, so fand ich dich,
Und unsre Seelen einten sich
In schönen Maientagen.
Der Lenz entschwand, du weilst so weit;
Nun muß ich dich durch alle Zeit
Im tiefsten Herzen tragen.

Zum Troste.

Wenn deines ird'schen Glückes Sterne
Im Sturm des Lebens untergehn,
Dann schau empor zur Himmelsferne,
Wo jene ew'gen Sterne stehn.

Wie trüb es in der Seele nachtet,
Ihr Licht durchdringt den dunklen Raum,
Und dein Verlust, so groß geachtet,
Dünkt bald dir nur ein schwerer Traum.

Daß hier kein Dauerndes beschieden,
Es wird dir neu und tief bewußt,
Und mild versöhnend kehrt der Frieden
In die gequälte Menschenbrust.

Mit einem Angebinde.

Daß ich dich liebe, du weißt es, und gleichfalls *wie* ich dich liebe;
Ach, wo hätte mein Herz irgend für Anderes Raum!
Ist's doch innig verwebt mit dem deinen, und alles Empfinden,
All mein Denken, es drängt stets nach dem einzigen Ziel.
Was mir die Seele berührt, ob Freud, ob Leid — es entschwindet
Bald wie ein Hauch; nur du füllst sie mit ewiger Gluth.
Also birgt oft leichtes Gewölk die belebende Sonne;
Spurlos flieht es, und trübt nimmer das heilige Licht.

Ein Brandopfer.

Sei stark mein Herz! Sie hat es ja befohlen!
Sind dir die todten Lettern noch so lieb?
Es *muß* geschehn! So sinkt denn in die Kohlen,
Ihr lieben, süßen Briefe, die sie schrieb.

Ein selt'ner Schatz wird euch vertraut, ihr Flammen,
In welchen nie ein fremdes Auge sah.
O bergt ihn gut, schlagt über ihm zusammen
Und tilgt die Spur von Allem, was geschah!

Dann bin ich frei und vor Verrath geborgen —
Ich frei? Was soll's mir? Wünscht' ich das zu sein? —
Doch *sie* ist frei — frei von den bangen Sorgen
Und darf sich frei der neuen Liebe weihn . . .

Der erste Brief! — Wie schwammst du in Entzücken!
Herz, wie du pochtest, da du ihn empfingst!
Und wie du dann mit festgebannten Blicken
An jedem Wort, an jedem Schriftzug hingst!

O lies nicht wieder! Willst du ganz verbluten?
Schnell! . . Wie das flackert! Stille doch, mein Herz!
Gleich ist's gethan! Schon senken sich die Gluthen,
Leiskniſternd stäuben Fünkchen niederwärts.

Herz, laß das Flehn und Sträuben! Hier ein Zweiter . . .
Dies weiche Zögern mehrt ja nur die Qual.
Ein dritter . . vierter . . . weiter immer weiter!
Noch *einen* Blick zum letzten, letztenmal! —

Und wieder einer! . . Fort, nur fort geschwinde! . .
Noch liegt er unversehrt . . . . Die Flamme spielt
So zart um ihn, als ob sie mit empfinde,
Wie unbeschreiblich Süßes er enthielt.

Und der! . . . Er bäumt sich gegen die Vernichtung!
Drin steht ein Schwur für Zeit und Ewigkeit.
Ha, Ewigkeit! — Sie blüht nur in der Dichtung —
So starke Lieb' auch unterlag der Zeit!

Rasch Brief und Brief gehäuft, daß sich's vollende..
Vorbei! vorbei!... Ich sinn' und blicke still
Bald in die Gluth, bald auf die leeren Hände,
Und sinn' umsonst, was ich beginnen will.

Das Feuer sinkt... Wie mocht' ich thöricht wähnen,
Sie bliebe mein! — Fahr hin du schöner Traum!..
Da plötzlich zischt es in die Gluth — — Wie Thränen? —
O Gott, ich weine leis und weiß es kaum!

Trübe Tage.

Graue Tage, trübe Tage,
Rings der Himmel zugeschlossen.
Herbstlich saust der Sturm im Hage,
Wechselnd prasseln drein die Schlossen.

Ob der Regen strömt in Bächen
Aus zerrissnen Wolkenschichten:
Nirgend will die Hülle brechen,
Ach, es will sich nirgend lichten!

Und mir ist so trüb zu Sinne;
Denn es war ja auch mein Leben
Immerdar vom Anbeginne
Allen Stürmen preisgegeben.

Wie ich strebte, kämpft' und glühte:
Stets versank mein bestes Hoffen;
Eh' sich ganz erschloß die Blüthe,
Ward sie tödtlich schon getroffen.

Soll ich zweifeln, soll ich zagen?
Feig verzichten und erschlaffen?
Nein ich will es muthig tragen,
Männlich dulden, rüstig schaffen!

Wie's auch fürder sich gestaltet:
Unsichtbar dem ird'schen Blicke
Lebt ein Gott, der drüber waltet,
Weise lenkt er die Geschicke.

Dieser trosterfüllten Ahnung,
In der Seele tief begründet,
Hat Natur mit leiser Mahnung
Unzertrennlich sich verbündet.

Und so haucht sie jetzt auf's Neue
Durch den Sturm geheime Kunden:
„Deckt auch Nacht die heitre Bläue,
Ist der Himmel drum geschwunden?

Ueber dieser düstern Schichte
Wolken, die den Tag verdunkelt,
Weißt du, daß mit ew'gem Lichte
Doch wie sonst die Sonne funkelt!“

Beim Sonnenuntergang.

Das ist ein wahrhaft schöner Tod,
Nach einem stillen, thät'gen Leben
So mild verklärt hinab zu schweben,
Wie dort die Sonn' im Abendroth.

Sie schaut auf diese Welt zurück,
Ernstheit're Gluth im Angesichte,
Und größer jetzt, in schön'rem Lichte
Erscheint sie dem entzückten Blick.

Sie hat ihr Tagewerk vollbracht;
Und fernher zieht mit leisen Schatten,
Die hehre Fürstin zu bestatten,
Zögernd und ernst herauf die Nacht.

Bald hüllt in Dunkel sich die Flur,
Und Alles schweigt und athmet Frieden;
Doch bleibt von Jener, die geschieden,
Noch lange wach die lichte Spur.

Heinrich Zeise.

Von der Wiege bis zum Grabe.

Von der Wiege bis zum Grabe,
Welche kurze Spanne Zeit,
Doch zurückgelegt am Stabe,
Eine Strecke, endlos weit!

Blumen blühten dir zur Seite,
Fröhlich zogst du in die Welt,
Und dein Blick durchmaß die Weite,
Wald und Meer und Himmelszelt.

Bei des Mittags dumpfer Schwüle
Eiltest du der Ferne zu,
Duft'ge Wälder boten Kühle,
Frischer Rasen süße Ruh.

Aber nicht den Ruf beachtend,
Noch der muntern Sänger Gruß,
Pilgert, nach dem Ziele trachtend,
Rastlos weiter stets dein Fuß.

Bis zu bitterm Herzeleide,
Bei des Abends letztem Schein,
Du auf öder, nackter Haide
Siehst dich einsam und allein.

Ach die Sehnsucht lieh dir Flügel,
Trieb dem Ziel dich rastlos zu,
Und ein karger Blumenhügel
Beut die langersehnte Ruh.

Draußen liegen Berg und Thal.

Draußen liegen Berg und Thal
Hoch mit Schnee bedeckt,
Und kein goldner Sonnenstrahl
Warmes Leben weckt.

Doch es schläft die Wintersaat
Unter Schnee und Eis,
Harrend, daß der Frühling naht,
Und der Hauch des Mai's.

Um alsdann mit einem Mal
Herrlich zu erblühn,
Badend sich im Sonnenstrahl,
Kleidend sich in Grün.

Wie die Flur, bedeckt von Eis,
Scheint dir mein Gemüth,
Aber Keiner, Keiner weiß
Wie es drinnen glüht.

Fällt der rechte Sonnenstrahl
Nur in's Herz hinein,
Dann wird auch mit einem Mal
Drinnen Frühling sein.

Kein Wort vermag's zu sagen.

Was dich bewegt, Lust sei es oder Leid,
Du wirst des Liedes schlichte Kränze winden,
Für deine Stimmung wirst du allezeit
Das rechte, ächte Wort der Weihe finden.

Doch wenn's in tiefster Seele mächtig glüht,
Und alle deine Pulse stärker schlagen,
So jauchzst du auf im innersten Gemüth,
Doch was du fühlst: „Kein Wort vermags zu sagen!"

Carl Woldemar Neumann.

Sängers Hochzeitlied.

Herrliche Triebe
Schwellen die Seele,
Naht uns die schöne, die herrliche Zeit,
Die uns verbindet
Zu ewiger Liebe:
Die uns die Krone des Lebens verleiht.

Euch, zu begrüßen,
Selige Tage,
Schwingt sich der Sänger zum Himmel empor!
Oben empfängt er
Die Töne, die süßen,
Die er verkündet dem Sterblichen Chor.

Unter der Sonne
Blühen die Blumen,
Neben ihr glänzen die Sterne für ihn.
Reicher ist Keiner
Auf Erden an Wonne,
Dem nicht die Gabe des Liedes verliehn!

Götter! nur heute
Fesselt die Stunden!
Glückliche Tage verrinnen zu schnell.
Götter! ich sterbe!
Denn trunken vor Freude,
Fluthet mein Herzblut, ein klingender Quell.

Selige Lieder!
Zieht in die Ferne,
Kündet frohlockend mein dauerndes Glück!
Heilige Götter!
Blickt segnend hernieder,
Fordert den Himmel von mir nicht zurück!

Des Sängers Heimgang.

Zu Eschenbach, im Nordgau, da steht ein altes Haus,
Herr Wolfram lehnt am Fenster und schaut ins Land hinaus.
Der Sommer geht zu Rüste, der Herbstwind spielt im Laub:
Auch seine Tage enden, bald wird auch er zu Staub.

Er spricht: „Die Sonne scheidet, die meinen Pfad erhellt;
Mein Abend ist gekommen, fahr hin, du schöne Welt! —
Wie bist du rasch entschwunden, du Zeit der Jugendlust!
Verraucht ist, und verglommen das Feuer in der Brust.

Das Schwert ruht in der Scheide, es dunkelt Helm und Schild, —
Es dunkelt in der Seele der Jugend holdes Bild.
Mein Wilhelm von Orange, und du mein Titurel, —
Ich kann euch nicht vollenden, mein Abend kam zu schnell!

Nur Eine Weise flötet im Busch die Nachtigall:
Ein Lied nur durft ich singen, — das Lied von Parcival! —
Die Saiten sind zersprungen; verstummt ist mein Gesang;
Es rüstet sich der Sänger zu seinem letzten Gang. —

Schon regt sich mir im Herzen des Todes zarter Keim;
Die Knospe sprengt die Hülle, — sie blüht: Ich bin daheim!"
Der Ritter schweigt. — Es dunkelt allmählig im Gemach:
Das ew'ge Licht verklärte Wolfram von Eschenbach!

Georg Scheuerlin.

Brunnensang.

Es rauschet im Föhrenwalde —
O süßer Brunnensang! —
Ein Bächlein von der Halde
Erklingt im Niedergang.

Die Silberwellen rinnen
Aus tiefer Felsenbrust,
Als pochte selig drinnen
Ein Herz in Lieb' und Lust.

Als klängen Harfensaiten,
Berührt von Geisterhand —
Die Wasser hör' ich gleiten
Entlang der Bergeswand.

Ich neige still zu lauschen,
Mein Haupt hinab in's Ried,
Und horch — die Brunnen rauschen
Ihr ew'ges Feierlied.

Und Lüfte, Laub und Halme
Die Vöglein über mir —
Sie stimmen ein im Psalme:
Herr Gott, dich loben wir!

Es muß geschieden sein.

O daß so früh verendet
Die schöne Sommerzeit;
O daß so bald sich wendet
Die Lieb' in Herzeleid! —
Trink' auf den süßen Sonnenschein,
Wenn ihn der Himmel spendet: —
Bald muß geschieden sein." —

Das war am Waldesbronnen: —
Wir saßen Mund an Mund;
Die Wasser sind zerronnen,
Zerronnen Stund' an Stund'.
Im Laube sang ein Vögelein:
Küßt' auf die sel'gen Wonnen: —
Bald muß geschieden sein.

Nun säumt die Bergeswände
Der Herbst mit falbem Roth;
Ich lehn am Stromgelände,
Im Herzen trüb und todt;
Ein Schifflein zieht hinab den Rhein,
Drin winken mir zwei Hände:
„Es muß geschieden sein." —

Wolfgang Müller von Königswinter.

Reiner von Bingen.

Schifferidylle.

1.

Der Reiner von Bingen, so bin ich genannt,
Den Hut thu' ich schwingen, ein fröhlicher Fant,
So hell ist die Seele, sie fliegt wie der Kahn,
Voll Liedern die Kehle, so rudr' ich fortan.
Die Segel gehn munter, das Blut gehet rein:
Hinauf und hinunter und stets auf dem Rhein!

Am Neckar noch gestern und heut an dem Main,
Da kommen die Schwestern und grüßen den Rhein,
Lahn, Mosel und Lippe und Amstel und Waal,
Bald Felsengeklippe, bald Ebnen und Thal.
Die Segel gehn munter, das Blut gehet rein:
Hinauf und hinunter und stets auf dem Rhein!

Heut zwischen den Reben — o herrliche Welt! —
Und morgen umgeben vom wogenden Feld!
In stattlicher Kette am Ufer entlang
Die Dörfer und Städte so schmuck und so blank!
Die Segel gehn munter, das Blut gehet rein:
Hinauf und hinunter und stets auf dem Rhein!

Vom Weinland da bring ich die Fässer an's Meer,
Zum Rheinland da bring' ich die Frachten daher;
Sie fruchten und frommen zu Wohlstand und Schmaus,
So bin ich willkommen da drauß und zu Haus.
Die Segel gehn munter, das Blut gehet rein:
Hinauf und hinunter und stets auf dem Rhein!

2.

Hoch ging die Lust zur Sommerzeit
Beim Rochusfest zu Bingen,
Da holt' ich mir die schönste Maid,
Im Reigen sie zu schwingen.
Im Herzen war es mir wie Brand,
Ich drückt' ihr leis die schlanke Hand. —
Sie sprach: Ich muß nach Hause!

Doch hielt ich stark im leichten Tanz
Die holde Dirn' umfangen,
Mein Auge glüht' in hellem Glanz,
Roth wurden ihr die Wangen.
Mir pochte durch das Herz die Lust,
Ich drückte heiß sie an die Brust. —
Sie sprach: Ich muß nach Hause!

Ich führte sie zum kühlen Wein
Fort in die Rebenlaube,
Vor uns der tiefe grüne Rhein,
Hoch über uns die Traube.
Ich stille hier, sie stille dort,
Und plötzlich stammelt' ich ein Wort. —
Sie sprach: Ich muß nach Hause!

Ich fuhr sie heim auf meinem Kahn,
Das Thal lag still im Dunkeln,
Die Wellen rauschen leis heran,
Die Sternlein oben funkeln.
So selig ging die Nacht dahin:
Wir beide einig! Und ich bin
Zu Haus in ihrem Hause!

3.

Mein Schätzlein wohnt zu Bacharach,
Zu Bacharach am Rheine,
Eng ist die Thür und alt das Dach,
Das Häuslein schlicht und kleine.
So lustig und so sinnig,
So blank und fromm und minnig
Gibt's keine Maid am ganzen Fluß,
Wir tauschten selig Schwur und Kuß,
Ich liebe sie herzinnig:
Ich liebe hunderttausendfach
Die Margareth von Bacharach!

Als ich zu freien zog hinaus,
Ein Mägdlein mir zu suchen,
Sie luden mich in manches Haus
Zu süßem Wein und Kuchen.
Der Heinz von Oberwesel,
Von Boppart die Theresel,
Die Weiber all und mancher Mann,
Sie boten mir die Töchter an,
O nein, ich bin kein Esel:
Ich liebe hunderttausendfach
Die Margareth von Bacharach!

Und erst die Mädchen, Stück vor Stück,
Was für ein gleißend Wesen!
In ihrem Aug', zu meinem Glück,
Konnt' ich die Wahrheit lesen.
Von Rüdesheim die Hanni,
Von Geisenheim die Nanni,
Es galt den Mann und nicht das Herz,
Ich schied von Allen leicht im Scherz,
Was Hanni, Nanni, Fanni!
Ich liebe hunderttausendfach
Die Margareth von Bacharach!

Und böten sie mir Schloß und Gut
Dort am Johannisberge
Getrennt von ihr — mit frohem Muth
Blieb' ich ein armer Ferge.
Mich hält am goldnen Fädchen
Das liebe, treue Mädchen.
Wach stets bei ihr, bei ihr im Traum!
Zu ihr, sie sitzt am Rosenbaum
Im Garten hinterm Städtchen!
Ich liebe hunderttausendfach
Die Margareth von Bacharach!

4.

Das war mit Sang und Gläserklang
Ein Lärm zu Asmannshausen,
Da saßen sie den Tag entlang
Beim Trinken und beim Schmausen,
Sie wollten mit Gewalt herbei
In ihren Kreis mich locken:
Vorbei, o saubre Klerisei,
Mir läuten andre Glocken!

Zu Kaub da tönten grell und hell
Die Flöten und die Geigen,
In wirren Wirbeln drehten schnell
Sie dort den heißen Reigen.
Als sie mich sahn, ein Lustgeschrei,
Mich an das Land zu ziehen!
Du tolle Schaar, ich fahr' vorbei
An deinen Melodien!

Zu Sankt Goar da steht ein Haus,
Ein Tüchlein winkt hernieder,
Irr und verwirrend klang es draus
Wie wilde Zauberlieder.
Sie sah mich an so frank und frei
Mit ihren feur'gen Blicken:
Vorbei, vorbei, du Lorelei,
Du sollst mich nicht bestricken!

5.

Ich sitz' in meiner Klause,
Im Hafen ruht das Boot,
So still ist's drin im Hause,
Die Erde draus so todt,
Die Schollen treiben nieder,
Ein kalter Schneesturm weht —
Wenn komm' ich endlich wieder
Zu meiner Margareth?

O holde Zeit der Maien,
O süßer Veilchenhauch,
Da sitzen stets zu zweien
Die Vögelein im Strauch!
Wir standen unterm Flieder
Am rothen Rosenbeet —
Wenn komm' ich endlich wieder
Zu meiner Margareth?

Heiß sind des Sommers Tage,
Doch kühlig geht die Nacht,
Ich hab' nach Drang und Plage
Zu ihr mich aufgemacht,

Ich sang ihr meine Lieder
Leis in das Nachtgebet —
Wenn komm' ich endlich wieder
Zu meiner Margareth?

Der Herbst rauscht durch die Thale,
Die Traube ward geholt,
Und bei Gelag und Mahle
Gejubelt und gejohlt,
Da haben wir die Glieder
Im wilden Tanz gedreht —
Wenn komm' ich endlich wieder
Zu meiner Margareth?

Ich sitz' in meiner Klause,
Im Hafen ruht das Boot,
So still ist's drin im Hause,
Die Erde draußen so todt,
Die Schollen treiben nieder,
Ein kalter Schneesturm weht —
Wenn komm' ich endlich wieder
Zu meiner Margareth?

6.

O wie sich mit der Margareth
So lustig durch die Wälder geht!

Die Elster auf der Erle saß,
O seht, wie munter hüpft sie!
Ich folgt' der Maid durch Strauch und Gras,
Voll Neckerei entschlüpft sie.

O wie sich mit der Margareth
So lustig durch die Wälder geht!

Die Amsel in der Fichte sang,
O hört, wie munter sang sie!
Ich fand das Mädchen auf dem Gang
Und hastig ich umschlang sie.

O wie sich mit der Margareth
So lustig durch die Wälder geht!

Die Taube in der Buche girrt
Dem lieben Täubchen girrt sie,
Da hat sich Mund zu Mund verirrt:
Wie stand so süß verwirrt sie!

O wie sich mit der Margareth
So lustig durch die Wälder geht!

So still und einsam ist die Fahrt
Alltäglich auf dem Rhein hin,
Der Wald hat doch gar schöne Art
Da kosen wir zu Zwei'n hin!

O wie sich mit der Margareth
So lustig durch die Wälder geht!

7.

Zu Mainz voll Wein ist jedes Haus,
Noch voller sind die Schenken,
Am vollsten, die hinein, hinaus
Die schwanken Schritte lenken.
Proficiat, Zipperlein und Gicht,
Das steht mir im Kalender nicht!
Den Leckerein, den Schleckerein
Kann ich mich nicht ergeben; —
Viel schöner ist's, im breiten Rhein
Auf leichtem Schiff zu schweben!

Zu Koblenz macht die Frommheit, traun,
Den Leuten viel zu schaffen,
Fromm Männer, frömmer noch die Fraun,
Am frömmsten Nonn' und Pfaffen.
All das Kastei'n versumpft das Blut,
Ich diene Gott mit frohem Muth.
Ich mag für euren Heiligenschein
Euch keinen Heller geben; —
Viel schöner ist's, im breiten Rhein
Auf leichtem Schiff zu schweben!

Zu Bonn ist schon der Bub gelehrt,
Gelehrter sind die Damen,
Doch am gelehrtesten bewährt
Die Männer Weisheit kramen.
Die ungeheure Wissenskunst
Ist mir wie Nebel und wie Dunst.
Ich suche nimmermehr den Stein
Der Weisen zu erheben;
Viel schöner ist's, im breiten Rhein
Auf leichtem Schiff zu schweben!

Zu Köllen ist viel Gold zur Hand,
Reich Dreher so wie Drechsler,
Noch reicher ist der Handelsstand,
Am reichsten sind die Wechsler,
Doch wechselt Keiner dort für Geld
Zufriedenheit, das Glück der Welt.
Nach eitler Pracht und hohlem Schein
Geht nimmermehr mein Streben; —
Viel schöner ist's, im breiten Rhein
Auf leichtem Schiff zu schweben!

8.

Die Sonne auf im Osten geht,
Leb' wohl, o Worms, der Wind der weht,
Ich denk' an meine Margareth.

Die Mutter ruft: „Steh auf, mein Kind!"
Im Röckchen ist sie wie der Wind,
Sie wäscht die blauen Aeuglein klar
Und strählt das lange goldne Haar,
Dann zündet sie am Herd die Glut.
Sie ist so schön wie Milch und Blut
Und fromm und gut.

Die Sonne hoch im Mittag steht,
Gruß dir o Mainz, der Wind der weht,
Ich denk' an meine Margareth.

Sie schafft im Hause überall,
Sie war im Hof, sie war im Stall.
Sie pflückt' im Gärtlein Wurz und Kraut
Und hat ein köstlich Mahl gebraut
Und deckt den Tisch mit frohem Muth.
Sie ist so schön wie Milch und Blut
Und fromm und gut.

Die Sonn' im Westen niedergeht,
Gruß Bingen dir, der Wind der weht,
Ich denk' an meine Margareth.

Den Nachmittag ohn' Rast und Ruh
War sie im Weinberg immerzu,
Die Gipfel glühn im Abendstrahl,
Die Glocken klingen durch das Thal,
Sie betet still und Alles ruht.
Sie ist so schön wie Milch und Blut
Und fromm und gut.

Die Nacht still längs den Bergen weht,
Sieh Bacharach, es ist schon spät,
Ich denk' an meine Margareth.

Die Luft sie ist so still und lau,
Der Mond zieht durch des Himmelsblau,
Nun steh' ich vor dem kleinen Haus,
Dort ruht das liebe Mägdlein aus,
Mir wird so froh und hell zu Muth.
Sie ist so schön wie Milch und Blut
Und fromm und gut.

9.

Einst führt' ich dich zum Reigen,
Einst führt' ich dich zum Wein,
Jetzt führ' ich ganz mein eigen
Zur Kirche dich hinein.

Einst bracht' ich holde Dinge,
Maiblum' und Rosenstrauß,
Heut bring' ich dir die Ringe,
Die wechseln wir jetzt aus.

Nur einmal kann ich geben
Mein Herz, das brennt und loht,
Das hast du für das Leben,
Das hast du für den Tod.

10.

Was Sandbank und Riffe, was Noth und Gefahr!
Der Meister vom Schiffe, ich bleib', was ich war!
Was hab' ich vom Lande, von Weinberg und Feld?
Rasch stoß' ich vom Strande, wenn Alles bestellt.
Margrethe die Meine, so geht es hinaus,
Die Heimath im Rheine, das Schiff unser Haus!

Am Ufer die Bauern, das geht mir nicht ein,
Sie jammern und trauern, geräth nicht der Wein,
Die Bürger nicht minder, trotz Geld und trotz Gut,
Schon Greise die Kinder und Tinte das Blut!
Margrethe die Meine, so geht es hinaus,
Die Heimath im Rheine, das Schiff unser Haus!

Die himmlischen Wonnen, sie gönn' ich euch gern,
Ihr Mönche und Nonnen und geistlichen Herrn!
Schulmeistergesichter, es wird mir ganz flau,
Die Schreiber und Richter verschimmelt und grau!
Margrethe die Meine, so geht es hinaus,
Die Heimath im Rheine, das Schiff unser Haus!

Von Bingen die Herren und sprächen sie fein:
„Du darfst dich nicht sperren, der Schöff sollst du sein!"
Ei was, Bürgermeister, ich dank' euch gar schön,
Der Schiffer ist Meister längs Thälern und Höhn!
Margrethe die Meine, so geht es hinaus,
Die Heimath im Rheine, das Schiff unser Haus!

Draexler-Manfred.

Ständchen.

Laßt uns durch die Straßen 'ziehen,
Herrlich ist die Nacht
Und mit heitern Melodien
Werde sie durchwacht!
Lust'ge Narren
Mit Guitarren
Lockt der Mondenschein,
Und den Mädchen
All im Städtchen
Huldigen sie fein.

Junge Schönen laßt uns wecken,
Alte schläfert ein,
Eifersücht'ge necken, schrecken
Wir als Stelldichein.
Lauscherinnen
An Gardinen
Sind uns gar nicht gram.
Augen blinken,
Tücher winken,
Daß man uns vernahm.

Fällt wo eine Blume nieder,
Ei wir wissen schon,
Glück hat unser einer wieder,
Holt sich seinen Lohn.
Lust'ge Narren
Mit Guitarren
Lockt des Mondes Pracht;
Lieder tönen,
Allen Schönen
Gute, gute Nacht!

Sprüche.

1.

Viel sagt das Losungswort Vorüber:
Du hast die rechte Zeit verpaßt,
Was schön du hofftest, zeigt sich trüber,
Vorbei ist, was dir war zur Last,
Auch was dich freute, hat ein Ende,
Du stehst vor einer neuen Zeit, —
Doch was dir die an Gütern spende,
Sagt nimmer die Vergangenheit.

2.

Oft möchten sie zum Besten haben
Den, der an hohen Geistesgaben
Zehnfach die Armen überwiegt;
Fünf, sechs Revolverschüsse knallen,
Fünf, sechs der dummen Jungen fallen,
Von seinem jähen Blitz besiegt.
Du wurdest damals mit blessirt:
Bist du denn gründlich jetzt kurirt?

3.

Fühlst du den Trieb dich zu verändern,
Kannst du's in neuer Thätigkeit,
Du kannst es auch in fremden Ländern,
Versuch's, doch achte wohl der Zeit.
Pedant ist immer der geblieben,
Der stets dasselbe nur getrieben;
Wer wechselt, wo es glückt und paßt,
Hat meist den besten Theil erfaßt.

4.

Vergiß es nie, o Freund, daß morgen
Fortsetzung nur von heute ist,
Und daß du deiner Müh' und Sorgen
Dann immer noch nicht ledig bist;
Der Freuden eher — die verblassen
Am Tage selbst, der sie gebracht,
Doch übrig ist uns stets gelassen,
Was Arbeit uns und Kummer macht.

5.

Geh festen Schritt, der nicht erzittert,
Was dich und Andre ängstlich macht,
Mit Sammlung handle, nicht zersplittert,
Weil sie nur Großes hat vollbracht.
Aus deinen Worten, deinen Werken
Soll Jeder wissen, was du willst,
Und das Vertrauen sich bestärken,
Daß das Gewollte du erfüllst.

6.

Gemüth — das Auge ist's der Seele,
Womit sie Alles sieht und faßt,
Was Tugend ihr gemahnt, was Fehle,
Was sie entzückt und was sie haßt.
O schärfe wohl es am Verstand',
Damit es klar und richtig blicke
Und nicht im Abenteuerland
Der Phantasieen sich verstricke.

Carl Bärmann.

I.

Bist du so freudlos hingestellt
Im Leben, wie du mir es sagst?
Scheint dir im Sonnenglanz die Welt
So arm, daß du wehmüthig klagst?

Mein Kind, sieh dir im Frühling an,
Die Blumen draußen auf der Flur,
Da strebt die eine hoch hinan,
Verborgen blüht die and're nur.

Da prangt in wundervollem Reiz
Gar manche, die uns hoch entzückt,
Und wieder and're blüh'n beiseits,
Bis sie ein Wandersmann erblickt.

Doch die so kühn hinauf gestrebt,
Bald wird geknickt am stürm'schen Ort;
Die and're aber wächst und lebt
In sich und mit uns fort und fort.

Was du in dir trägst, das ist dein,
Das bleibt, bis einst dein Auge matt,
Merk liebes Veilchen, zart und rein:
Dem blüht der Frühling, der ihn hat.

II.

Wenn ich herab aus heitern Höh'n
In's blüh'nde Thal frühmorgens schau, —
Wenn frische Lüfte mich umweh'n,
Verscheuchend jedes düstre Grau, —
Dann denk ich dein, du holdes Kind,
Dich grüß' ich durch den Morgenwind.

Rings tausendfach der Blumen Duft
Und um mich her ein Waldgesang;
Die Amsel pfeift, der Kuckuk ruft
Den Wald, den ganzen Wald entlang —
Dann denk' ich dein, du fröhlich Kind,
Dich grüß ich durch den Morgenwind.

Und wo ich bin, und wo ich steh
Mit meiner Freud', mit meinem Leid —
Im Thal, im Wald und auf der Höh' —
Gedenk ich dein zu aller Zeit,
Ich sag' es oft dem Morgenwind
Grüß' tausendmal das liebe Kind!

Gedenkst du mein auch still und treu,
Wenn leis' mit seinen Gaben dich
Des Glückes Füllhorn täglich neu
Und reich beschenkt? — Denkst du an mich? —
Ist's so, dann sag's dem Morgenwind,
Der bringt mir deinen Gruß geschwind.

Raoul Ritter von Dombrowski.

Bitte.

O schmieg' dich nicht so innig an,
Auch nicht so zärtlich darfst du schauen,
Du sollst nicht ganz mein eigen sein,
Nicht treu und kindlich mir vertrauen!

Ach! schau' mich nicht verwundert an,
Ich bitte, thu' mir was zu Leide!
Wo fänd' ich Muth sonst, wo die Kraft,
Dir zu vertrauen, daß ich — scheide!

Brautnacht im Walde.

Die Nacht umschließt mit dichtem Schatten
Des Waldes tiefe, heil'ge Ruh',
Der Westwind flüstert Schlummerlieder,
Das Haupt der Föhre nickt dazu!

Des Mondes Silberstrahlen zittern
Auf voller, frischer Blätterpracht;
Sie ist so mild, so hehr, so traulich
Im Föhrenduft die Waldesnacht!

Und horch! Was klingt so weich herüber
Aus dunklem Laub mit leisem Klang,
Ist's nicht Waldvögleins süße Stimme,
Das sich ein Hochzeitliedchen sang?

Und nah' am dunklen Waldessaume,
Von zartem Blätterschmuck umlaubt,
Ein Veilchen stand im Knospenkleide,
Das leise horchend hob das Haupt. —

Und immer süß're, zart're Töne
Erklangen dort vom Walde her,
— Ein Seufzer schwellt die Blüthenknospe,
So ahnungsvoll, so tief und schwer; — —

Und all' die Töne wieder klangen
In ihrer Hülle engem Raum;
Es lösen leise sich die Bande,
Sie war erblüht — und wußt' es kaum!

Natur-Philosophie.

Hab' mal die halbe Nacht verbracht,
Im Sinnen und im Träumen,
Und sah verstimmt des Morgens Pracht
Die Wolken rings umsäumen.
Die Phantasie war flügellahm,
Und müde all' mein Wollen,
Ich wühlt' in meinem Bücherkram,
In unfruchtbarem Schmollen.
— Vom Fenster sah ich, wie im Thal
Das Licht im Waldes Schatten
Sich schmeichelnd und verklärend stahl
Auf frühlingsgrüne Matten.
Die Schwalbe sah ich unter'm Dach
Ihr Nestchen emsig bauen,
Und wie's erstand so nach und nach, —
Das gab mir wohl zu schauen!
Und als das Vöglein müde war,
Da that's die Flüglein senken,
Und — — zwitscherte ein Liedchen gar, —
Das gab mir wohl zu denken!

Aphorismen.

Ein edler Charakter und klarer Geist findet selten Etwas lächerlich.

Man ist stark, wenn man an sich selbst glaubt, und schwach, — wenn man nur an sich selbst glaubt.

Ungewißheit ist die gewaltigste, unerträglichste Last der Seele, weil sie die Unruhe schwanken macht, — aufwärts, — abwärts.

Die Erziehung ist ein gewaltiges Problem, und der schmale Pfad, der zu dessen Lösung führt, ist vielfach von Irrwegen gekreuzt. — Was man im Leben Verhängniß, Glück und Unglück zu nennen pflegt, ist zumeist die Wirkung jenes mehr oder minder glücklich gelösten Problems.

Thue stets mit festem Willen was du kannst, — und du kannst mehr, als du glaubst!

Bedeutende Menschen überragen die Gesellschaft wie die Eiche Strauch und Halme, wie der Felsen das Gerölle.

Ihre Stirne ist es, die der Sturm am gewaltigsten umbraust, — doch auch der Sonne goldener Strahl küßt sie zuerst, und — zuletzt.

Zwei herrliche Blüthen schmücken den Pfad des Erdenlebens: Erinnerung und Phantasie. — Glücklich, wer sie rein bewahrt und großgezogen.

Robert Hamerling.

Correggio.

„Ei, seht mir doch den Meister von Correggio,
Den leuchtenden Allegri — Traun, der taucht
Den Pinsel gar nicht mehr in Farben, nein,
Nur ganz in eitel Licht — was sag' ich? Blitz!
Der malt nicht mehr — der wirft nur so die Menschen
In einen Strom des zaubervollsten Lichts,
Und läßt sie zappeln drin. Sie baden, plätschern
In einer goldnen Fluth — im Meer des Lichts,
Des Lebens und der Lust. Jedwede Tafel,
Die uns sein Pinsel füllt, ein Bacchanal
Des Lichts nur ist sie, eine Tarantella
Der Farben — hei! es fegt ein Wirbelwind
Durch seine Gruppen hin und regt das Leben
In allen Tiefen auf zu Wonneschauern,
Durchzitternd heimlich seine Menschenbilder,
Auch wenn sie im Gebet die Hände falten.
Es ist derselbe schwüle Wirbelwind,
Den er entfesselt, gleichviel, ob er malt
Der Jo Gluthen, ob die Schmerzekstase
Der Büßerin, ob den entzückenden,
Thaufrischen Jugendreiz der Jägerin
Diana, oder Heil'ge, wie verzückt
Sie vor der Jungfrau knie'n und vor dem Kind.
Es ist derselbe Wirbelwind der Lust,
Der Lust des längstvergang'nen gold'nen Alters,
Die noch nicht Sünde war —
Bei Gott, der Meister,
Der so begriff das Leben und die Lust,
So aus dem Grund — ich muß ihn seh'n, ihm schau'n
In's helle Feueraug', und eine Flasche
Vom besten Syrakuser mit ihm trinken!" —

So spricht entzückt der heitre Cardinal,
Vor seines Lieblingsmeisters jüngstem Bild,
Und geht, und sucht ihn auf in Parma's Bann,
An seines Wirkens stillem Ort. Da steigt
Herunter vom Gerüst ein bleicher Mann,
Ein bleicher, stiller Mann, gebückt und hüstelnd,
Das Vorhaupt kahl, das Antlitz abgehärmt,
Das Aug' erloschen — stumm und unbeholfen
Steht er vor seinem Gast. Der ruft erstaunt:
„Correggio Ihr? ei, Meister, seid Ihr krank?
Wie? oder heuchelt Ihr? herab die Maske,
Mein feiner Schalk — wenn Ihr der edle Meister
Allegri, da Correggio zubenannt!
Ein Schalk, ja, ja, ein wenig ruchlos seid Ihr
In Euren Bildern — selbst im Heiligsten
Ein wenig ruchlos — sinnlich — heidnisch — keck —
Was? solch Gesicht? Auf allen Euren Bildern
Sah ich kein einzig Antlitz, das nicht lächelt —
Und Euer eignes — — bah! s' ist Euch nicht Ernst!
Herab die Maske, Schalk! ei, geht's nur zu,
Ihr seid, was man so sagt, ein loser Vogel,
Ein Lebemann — die flücht'gen, wirr-verstohl'nen
Gluthfunken da im halberlosch'nen Aug'
Bezeugen es — man malt nicht schöne Weiber
So wundervoll, wenn man sie nicht geküßt;
Man malt nicht die Entzückungen der Jo
So lebenstreu, wenn eine Jo nicht
Verzückt man sah in seinen eig'nen Armen — —
Macht schon mein Purpur Euch? Ei, Freund, Ihr wißt,
Schönheit und Kunst sind keine Häresie —
Im Gegentheil, je schöner Ihr uns malt
Die Heil'gen, um so lieber kommt das Volk —
Herab die Maske, Freund! trinkt eine Flasche
Vom besten Syrakuserwein mit mir!" —
Er sprachs. Da hob die müden Augenlider
Der Meister auf und sagte zag und still,
Verschämten Tones: „Ach, Herr Cardinal,
Verzeiht, ich trinke keinen Syrakuser,
Noch andern Wein. Er macht mir Wallungen,
Schnürt mir die Brust zusammen. — Was Ihr sagt
Von meinen Bildern, Andre sagen's auch,
Und es mag wohl so sein, daß Alles so
Darinnen eben, wenn Ihr es so findet.
Doch schöne Frauen hätt' ich viel geküßt,
Meint Ihr, und die Entzückungen der Jo
Gestohlen von lebend'gem Leib? und nur
So nachgemalt dann auf der Leinwand? Ach,
Ihr irrt, Herr Cardinal! Verzeiht! Denn, seht,
Ein zänkisch Weib, ein hungernd Kinderrudel:
Blieb' all mein Liebesglück — die schönen Frau'n
Auf meinen Bildern, wißt, die sah ich Alle
Zum ersten Mal, nachdem ich sie gemalt,
Sonst nie und nirgends, nicht einmal im Traum:
Denn meine Träume, Herr, die sind nicht hold.
Manchmal — zumal in meiner Jugend war's —
Da wurde mir für einen Augenblick
Schier wunderlich zu Muth — da war mir gar,
Als wollte mir das Herz im Leib zerfließen
Für einen Augenblick, und überquellen
Hinüber in den Licht- und Farbenstrom
Auf meinen Bildern. Das war wundersam —
So wohl und weh — doch gleich besann ich mich,
Und mußte lächeln und des vielen Leids
Gedenken, und ich sagte zu mir selbst:
Correggio, sei kein Thor; Fortuna theilt
Nun einmal so die Gaben: Jenem spinnt
Sie alles Schöne in den Lebensfaden,
Den Andern gibt sie's in den Pinsel etwa
Und in den Meißel — dann kommt Alles nur
So in die Farben oder in den Stein,
Und labt der Andern Aug' — ach, wisset, Herr,
Von allen Glorien, welche, wie Ihr sagt,
Um meine Bilder schweben, hat nicht eine,
Nicht eine je mein eignes Sein erhellt,
Und keine wird's erhellen, als die eine,
Die auf des Christen Stirne gießt der Tod
Im letzten Augenblick — der Tod, der mich

Erlöst von aller Noth, von aller Qual,
Von jeglichem Gebrest des siechen Leibes,
Vom tausendfält'gen Ungemach des Lebens." —
Verblüfft sah drein der heitre Cardinal,
Und reichte mitleidsvoll die Hand dem Meister,
Und schied. Der aber stieg mit schwankem Schritt
Zurück auf sein Gerüst und malte weiter
An einer wunderschönen Danae.

Moritz Blanckarts.

Zur 400jährigen Jubiläumsfeier Albrecht Dürer's.

(Den 21. Mai 1871.)

Hoch hielt das deutsche Volk zu allen Zeiten
Das Angedenken seiner großen Todten,
Stets liebt' es, ihnen Feste zu bereiten,
Wo der Begeist'rung lichte Funken lohten.
Und wer im Leben Haß und Neid erduldet,
Wer Noth ertrug auf dornenvollen Bahnen,
Es sühnet, was die Mitwelt oft verschuldet,
Die späte Nachwelt noch an seinen Manen.
So feiern wir auch heute das Gedächtniß
Des großen deutschen Malers Albrecht Dürer,
Deß' Werke uns ein heiliges Vermächtniß,
Der seinen Kunstgenossen Hort und Führer.
Und ob Vierhundert Jahre auch entschwunden,
Seit er in's Dasein trat zu höchstem Streben:
Sein Ruhm ist immer wandellos gefunden,
Und was er schuf, wird auch in Zukunft leben.
Es brachten andre Zeiten andre Sitten,
Geschlechter sah man kommen und vergehen,
Viel ward erstrebt, gewonnen und erstritten
Und Vieles stürzte, nie mehr zu erstehen,
Doch unverändert bleibt im Lauf der Jahre,
Was ein geweihter Genius vollendet,
Daß er der Gottheit Urquell offenbare,
Die ihn zu ihrem Boten ausgesendet.
Jahrhundert möge schwinden auf Jahrhundert:
Unsterblich bleiben alle jene Geister,
Die, nie genug gepriesen und bewundert,
In Kunst und Wissen sich bewährt als Meister.
Denn was sie selbst in schöpferischem Drange
Begonnen oder angedeutet haben,
Wirkt als ein segenbringend Vorbild lange
Und eifert an zu neuen, schönern Gaben.
Drum müssen wir auch unsern Dürer loben,
Der ganz in seines Volkes Geist und Denken
Die deutsche Kunst zu neuem Glanz erhoben,
Auf bess're Ziele ihre Bahn zu lenken.
Von einem sittlich hohen Ernst durchdrungen,
Voll tiefer Frömmigkeit in reinem Wesen,
Hat er vom Staube sich emporgeschwungen
Und war von den Berufenen auserlesen.
Kein fremder Zug ist je an ihm zu merken,
Drum, wo man rühmt, was deutsche Kunst erfunden,
Spricht man zuerst von seinen Meisterwerken,
Die uns're volle Eigenart bekunden.
Und weil wir jetzt im theuren Vaterlande
Das alte deutsche Reich erstehen sehen,
Wo wir getilgt Jahrhundert lange Schande
Und fühlen eines neuen Geistes Wehen:
So ziemt es sich gewiß, mit lautem Preise
Des Malerfürsten ehrend zu gedenken,
Der für sein Volk gewirkt in edler Weise,
Mit seiner Bilder Pracht es zu beschenken.
Und dankend wollen wir mit Jubeltönen
An diesem Ehrentag sein Grab bekränzen:
Unsterblich wird bei Deutschlands besten Söhnen
Der Name Albrecht Dürer strahlend glänzen!

Die Kaiserkrone.

Mein Deutschland, schöner Garten,
So reich an Schmuck und Zier,
Von allen Blumenarten
Nur eine fehlte Dir.

Die einst in deinen Beeten
Geprangt so manches Jahr,
Sie schien, verwelkt, zertreten,
Verdorrt für immerdar.

Da ist im Wetterstrahle,
Bei Sturm und Wolkennacht,
Sie neu mit einem Male
Erblüht in alter Pracht.

Und lächelnd blickt hernieder
Auf ihrer Schwestern Flor
Die Kaiserkrone wieder,
So herrlich wie zuvor.

Von allen Blumenarten
Fehlt nun zu deiner Zier,
Mein Deutschland, schöner Garten,
In Zukunft keine dir!

Feodor Wehl.

Wie sich doch die Zeiten wandeln.

(Selbstgespräch eines alten Junggesellen.)

Wie sich doch die Zeiten wandeln!
Manchmal läßt sich's kaum verstehn,
Wie die Welt im Thun und Handeln
Ganz verändert ist zu sehn!

Wo ich sonst auch bin erschienen,
Ach, ich ward es wohl gewahr:
Freundlich grüßten mich die Mienen
Der gesammten Mädchenschaar.
Bertha, Hulda, Adelgunde
Und wie sie noch sonst genannt,
Alle reichten in der Runde
Selig lächelnd mir die Hand.

Eh' ich zu mir selbst gekommen,
Eh' sich nur mein Geist bedacht,
War ich in Beschlag genommen
Von dem Volk, das scherzt und lacht.
Tänze gab's und Pfänderspiele,
Bilder wurden auch gestellt,
Und im Kampf zum schönsten Ziele
War doch immer ich der Held.

Doch kein Licht ist ohne Schatten,
Schatten kam auch meinem Licht,
Wenn mich lieb die Mädchen hatten,
Ihre Eltern thaten's nicht.
Nein, die schauten recht verdrossen,
Zogen ihre Stirne kraus,
Und sie hätten gern verschlossen
Mir die Thür von ihrem Haus.

Heut — wie anders stehn die Dinge? —
Tret' ich in der Mädchen Reich,
Ob ich scherze, necke, singe,
Ihnen ist es alles gleich.
Kühl kommt jede mir entgegen,
Und richt' ich an sie mein Wort,
Aengstlich wird sie und verlegen
Und geschwinde huscht sie fort.

Doch wie seltsam sind die Alten!
Da hat sich mein Blatt gewandt!
Ihre Stirn ist ohne Falten
Und sie drücken mir die Hand.
Völlig ist ihr Groll verschwunden —
Wie der Mensch doch leicht vergißt! —
Und sie spielen ganze Stunden
Mit mir armen Schlucker Whist.

Wie sich doch die Zeiten wandeln!
Manchmal läßt sich's kaum verstehn,
Wie die Welt im Thun und Handeln
Ganz verändert ist zu sehn!

Anna Boleyn.

Dem König zur Seite lag Anna Boleyn
Zur Nacht auf seidenem Pfühle:
Ueber ihr spielte der Mondenschein
Und des Sommers drückende Schwüle.

Der König schlief und athmete schwer
In wilden Fieberträumen,
Die schöne Anna blickte umher,
Es rauschte leis in den Bäumen.

Die Bäume draußen im wehenden Wind,
Sie sah sie nicken und neigen:
Das gab ein Flüstern so leis und lind,
Ihr wurde zu Muth gar eigen.

Sie dachte an dieses und jenes zumal,
Sie dachte gar seltsame Dinge:
An selige Lust, an bittere Qual,
Und meinte, das Herz ihr zerspringe.

Die Burg ihrer Väter stieg empor
Aus waldigem Thalesgrunde:
Wie fröhlich schritt sie durch's dunkle Thor,
Begleitet vom zottigen Hunde!

Die Berge, die Wiesen und Feld und Au',
Wie heiter sie alle lagen!
Die Erde sonnig, der Himmel blau
Und selig des Herzens Schlagen!

Denn unten im Hage, da sah sie sogleich
Die Dornbuschhecke sich dehnen,
Wo Freddy's Lippen so weich, so weich,
Vom Auge geküßt die Thränen.

Sie sah ihn stehen, so edel, so hold,
So herrlich den jugendlich Schönen:
Die Wangen wie Rosen, die Locken wie Gold,
Und sein Lied auch hörte sie tönen.

Es tönte so lieblich, so lockend sein Lied —
Horch! Tönt es nicht eben noch süße?
Sie weiß nicht, die Arme, wie ihr geschieht —
Zu Boden setzt sie die Füße.

Im wallenden Hemd, im fliegenden Haar
Durcheilt sie Gemächer und Gänge;
Betroffen stehet die Dienerschaar;
Hilf Gott, der König ist strenge!

Sie wecken ihn eilig und künden ihm an,
Was sie soeben gesehen;
Da lächelt er häßlich, der grausame Mann
Und saget: So lasset sie gehen.

Sie gehe nur gleich auf nackendem Fuß
Und im flatternden Hemde zum Tower,
Dem Hofmarschall aber bringt meinen Gruß
Und meldet: Der Hof hab' Trauer.

Gestorben sei Königin Anna Boleyn,
Gestorben und gleich begraben:
Der König darf ihr nicht gnädig sein,
Mag Gnade der Himmel haben!

Heinrich Reder.

Der Falkonier.

1.

Angethan mit Kinderschuhen
Lief ich nach den Schmetterlingen;
Als ich war ein Knab' geworden,
Stellt' ich Vögeln Netz und Schlingen.
Nun da mir der Flaum gewachsen,
Möcht' ich sehnend vor Verlangen,
Statt zu jagen nach dem Wilde,
Mir ein schönes Mädchen fangen.

2.

Ich bin ein junger Jägersmann,
Ein übermüth'ges Blut;
Ich hab' ein grünes Wämslein an
Und Federn auf dem Hut.

Ich bin ein junger Jägersmann,
Der Falke ist mein Stolz
Und was sein Flug erreichen kann,
Ist mein in Feld und Holz.

Ich bin ein junger Jägersmann
Und hab' mein Herz noch frei,
Obgleich ich ging im dunkeln Tann
An mancher Maid vorbei.

3.

Ein Buchbaum steht im Tannenwald,
Der trägt viel welke Blätter;
Im Stamme klafft ein tiefer Spalt,
Den schlug der Blitz im Wetter.

Des Mooses weiche Decke legt
Sich mählig um die Wunde. —
Obwohl der Wald ein Kraut noch hegt,
Wovon auch ich gesunde?

Aus schwarzen Augen hat einmal
Mich dort ein Blitz getroffen —
Ich dulde nun der Liebe Qual
Und hab' kein Glück zu hoffen.

4.

Einst strich mein Edelfalke auf Island wild umher
Und wiegte sich in Freiheit hoch über Land und Meer.

Ich bin ihm nachgezogen und hab' mein Netz gestellt,
Die weiße Taube zog ihn herab in's grüne Feld.

Seitdem ich in die Augen des Fräuleins hab' geblickt,
Sind wunderbare Schlingen mir um das Herz gestrickt.

Draus gibt es kein Entrinnen, wie weit das Land und Meer,
Jetzt trag' ich wie der Falke an meinen Fesseln schwer.

5.

Dort flog aus dunkler Waldschlucht
Ein wilder Falk umher,
Und stieg im stolzen Kreisflug,
Bis ihn mein Blick verlor.
O Falke, deine Freiheit
Ist minder dir Gewinn,
Als trüg' dich auf dem Handschuh
Die schönste Jägerin.

Mein Herz erfüllt die Sehnsucht
Und traurig ist mein Sinn;
Wie gerne gäb' die Freiheit
Ich für die Fesseln hin,
Wenn ich ein Edelfalk' wär',
Den ihre Hand erhebt,
Sobald aus hohem Schilfrohr
Der Silberreiher schwebt.

6.

Mein Edelfalk', der Beize Zier,
Befreit von Band und Haube,
Entfloh und fing im Schloßrevier
Des Grafen liebste Taube.
Mein Falke, sind ich keine Gnad'
Durch's Fräulein dort im Erker,
So büß' ich deine Frevelthat
Im sonnenlosen Kerker.

7.

Ich ging an ihrer Seite
Den Waldweg still entlang
Und lauschte, was der Finke
Im hohen Holze sang.

Sie hat nach mancher Blume
Am Rande sich gebückt,
Und ihre Blätter mählig
Im Weitergehn zerpflückt.

Sie schien gar viel zu denken,
Doch sagte sie kein Wort,
So gingen wir den Waldweg
In Einem schweigend fort.

Doch als es an das Scheiden
Beim Schloßportale kam,
Das Fragen und das Küßen
Beinah kein Ende nahm.

8.

O dunkler Wald, du Jägerlust,
Wie soll ich dich begrüßen!
Ich lag und träumt' an ihrer Brust
Und saß ihr still zu Füßen.
Ich trank von ihrem Mund den Kuß,
Daß ich nun schmachtend dürsten muß.

O Blumenduft und Blättergrün,
Wie soll ich dich nur preisen!
Die Wangen sah ich rosig blühn
Und süßes Glück verheißen.
Ich lauschte auf ihr trautes Wort,
Das klingt mir nun an jedem Ort.

O Sommernacht, o Liebesglück,
Wie soll ich dich besingen!
Ich rufe deinen Traum zurück,
Umstrickt von Lockenringen.
Ich sah ihr tief in's Aug' hinein
Und Alles glänzt wie Sonnenschein. —

O liebbeglückte Sommernacht,
Wer könnte dich besingen!

9.

Dort sprengt sie dahin mit fliegenden Locken,
Mit wallenden Federn und langem Gewand;
Sie reitet voraus, umkläfft von den Doggen,
Und wirft den Falken mit sicherer Hand.

Dort sprengt sie dahin auf feurigem Rosse,
Vom Staube verhüllt den flüchtigen Huf,
Gefolgt von Rittern und schimmerndem Trosse
Mit Hörnergeschmetter und gellendem Ruf.

Wie glänzten die Augen und glühten die Wangen,
Wie wogte das Mieder vom stürmischen Sinn!
Ich hab' doch den wildesten Falken gefangen —
Da steh' ich am Weg, dort sprengt sie dahin.

10.

Heut bin ich ihr begegnet
Am alten Buchenbaum,
Wo wir so manche Stunde
Verbracht in süßem Traum.

Sie ging an mir vorüber,
Als wenn sie gar nicht wüßt'
Wie oft ich hier im Walde
Sie auf den Mund geküßt.

Sie ging an mir vorüber
Und hat nicht umgesehn,
Ich blieb am Baum noch lange
Mit feuchten Augen stehn.

Max Schlierbach.

Der Römerthurm.

Auf steiler Felswand steht der Römerthurm.
Ernstdrohend wie ein Aar aus seinem Horste,
Durch seine Mauerkrone heult der Sturm
Und Aechzen schallt tief aus dem Tannenforste.

Rings um die Mauer Wall und Graben; lang
Hat ihn der Fichten stämmig Heer erklettert.
Das hallt wie Streitaxt und wie Schwerterklang,
Wenn's durch die dunklen Waldesriesen wettert!

So drang wohl einst in einer finstern Nacht
Herein die Schaar langlockiger Barbaren:
Am Speer gelehnt, entschlafen steht die Wacht,
Der Märzwind spielt mit ihres Helmbuschs Haaren.

Leis klirret mit des Schwertes Löwenknauf
Der Schild an, träg geführt vom schlaffen Arme.
Da schwirrt ein Pfeil. Er sinkt! Den Wall hinauf
Stürzt wild der Feind in dichtgedrängten Schaaren.

Das war ein Kämpfen heiß, und grimm und lang,
Beim bleichen Sternenlicht ein Schwertgefunkel,
Eh' noch des Morgens Dämmer nahte, drang
Ein jäher Feuerschein grell durch das Dunkel.

Ein Leichenhügel! Wund' an Wunde klafft,
Wo der Centurio fiel, und die erstarrte,
Geballte Linke hält mit letzter Kraft
Am abgehaunen Schafte die Standarte . . .

Jahrhunderte verflossen! Doch noch heut,
Senkt in die Erde sich des Gärtners Spaten,
Klingt's oft wie Erz. Da grüßt ein Schild, ein Schwert,
Als stummer Zeuge von vergangnen Thaten.

Hermann Lingg.

Sappho.

Ueber einem Bild der Sappho wob
Ihr Gewebe fleißig eine Spinne,
Wie sie so die Fäden band und hob,
Brachte sie so manches mir zu Sinne:

Zwischen dem Gewebe nach und nach
In den Sonnenstrahlen sah ich steigen
Meer und Insel auf, und ein Gemach
In dem Haus am Strand und frohen Reigen.

Und die Dichterin erblick' ich dort,
Und ich seh' sie spinnen im Gemache,
Seh' sie fügen dabei Wort an Wort,
Kunstreich in des Rythmus schöner Sprache.

Und mir dünkt, als ob sie nebenbei
Auch noch And'res spinne, Liebesränke,
Mit den Sternen spricht sie mancherlei,
Wünscht im Geist Medea's Zaubertränke.

Ach nicht unbemerkt von ihr abseits
Spinnet eine Feindin, eine schwarze,
Von der Jugendschöne holden Reiz
Spinnt sie ab und ab — es ist die Parze. —

Ach sie hat gesiegt, schon längst und ganz!
Jene Lippen Lied- und Liebestrunken,
Jene Stirne mit dem Lorbeerkranz,
Sind von ihrer Hand in Staub gesunken.

Eingeschrumpft zur Spinne möcht' sie jetzt,
Jetzt noch Sappho's Lied mit Nacht umweben,
Parze Zeit, dir ist ein Ziel gesetzt,
Was die Muse spann, wird ewig leben!

Das rothe Kreuz im weißen Felde.

Und immer weht sie noch und weht
Die roth und weiße Fahne,
Ein Sternbild, das nicht untergeht
Im wüthendsten Orkane.

Das milde Wort der Menschlichkeit
Strahlt über schwarzer Wolke,
Und durch den blut'gen Sturm der Zeit,
Ein Siegsschild allem Volke.

Heinrich Freimuth.

An den 21. Juni.

Ich hab' im Jahr nicht manchen Tag,
Dem ich ein Denkmal setzen mag;
Und von den zweien oder drei'n
Sollst, längster Tag, du einer sein.

Im Grün lieg' ich begraben ganz,
Im Haar den duft'gen Erdbeerkranz,
Und opf're dir, und opf're mir
Den Becher Markobrunner hier.

Du mit dem langen Sonnenhaar,
Du mit den Augen blau und klar,
Der Krösus aller Tage du —
Blick' freundlich deinem Sänger zu!

Die Krone Gold, und Gold das Haar,
So stehst du vor mir wunderbar;
Weiß ist dein Mantel, grün dein Kleid;
Kein Cherub strahlt mehr Herrlichkeit.

Auf Rosenkissen ruht dein Fuß,
Thau stickt den Perlschmuck deines Schuh's;
Um deine hohe Stirne zieh'n
Die Lerchenchöre schmetternd hin.

Und vor dir, wie's von Früchten quillt;
Die Kirsche glüht, die Birne schwillt;
Die Traube saugt die erste Gluth,
Im Felde wallt der Halme Fluth.

Du hängst an Hütte und an Haus
Die Thüren all' und Fenster aus;
Wie Schmetterlinge flattern dort
In's Grün die frohen Menschen fort.

Die Fiedel tönt, das Horn jauchzt auf
Zum Fest an kühler Bäche Lauf;
Und Fluß und Land, und Wald und Flur
Sind Eine große Kirchweih nur.

Du gießest Greisen Jugendlust,
Dem Kind den Himmel in die Brust,
Dem Manne Feuer in das Mark,
Doch — auch im Schäckern bist du stark:

Die dichten Hüllen zupfst du los,
Legst tausend schöne Hälschen bloß,
Und reichest jedem hübschen Kind
Ein Kleidchen von gewob'nem Wind.

Hah! wär ich heut ein Josua
Ich stände vor dem Himmel da,
Und rief mein Donnerwort hinauf:
„Steh', Sonne, still in deinem Lauf!“

Und wär' der Stab Merlin's nur mein,
Ich spräch': „Bleib' ewig grün, du Hain!
Sing' immerzu, du Nachtigall!'
Steig' ewiglich du Düfteschwall!

„Blüh' immer, wilde Ros' am Hag!
Werd' nimmer kurz, du längster Tag!
Nicht mehr beschneide dir das Jahr
Mit schwarzer Scheer' dein gold'nes Haar!“

— Ach, kein Merlin, kein Josua, —
Ein Träumer, machtlos steh' ich da,
Und frag' in stiller Seelenpein:
„Das Schöne, muß es sterblich sein?“

Die beiden Väter.

Es klingt eine Harfe auf Hammerstein;
Zu der Harfe singt ein Jüngferlein.

Möcht' singen mit ihrem Schmeichelmund
Dem alten Burgvogt das Herz gesund.

„Laß' sein, laß' sein, mein gutes Kind!
Ich lausche nicht dir, ich horch' auf den Wind.

„Wohl holden Schall hat dein Mündlein roth,
Doch singt's mir den alten Kummer nicht todt.

„Wohl bist du zierlich in Sammet und Seid' —
Ich wollte, du trügest von Eisen ein Kleid!

„Bist emsig am Spinnrad, schafft rüstig am Heerd —
Ich wollt', du hanthiertest mit Lanze und Schwert!

„Ich wollte, du zögest gewappnet zu Roß —
Jetzt muß ich gar neiden die Knechte vom Troß.

„Längst bleichten der Bart und die Wangen mir schon,
Und es erbt meine Waffen kein reisiger Sohn.“

— Da pocht am Thore um Obdach an
Im Pilgerkleide ein alter Mann.

„Tritt ein, wenn dein Name von guter Art!
Woher des Wegs, und wohin die Fahrt?“

— „Woher ich komme? Von einem Thron;
Dann lag ich gefangen; nun bin ich entfloh'n.

„Nie hatte mein Name wohl schlechten Klang;
Denn — Kaiser Heinrich, so hieß ich lang.

„Wohin ich geh'? — In die weite Welt,
Ein Grab zu finden, wo's Gott gefällt.“

— Am Boden kniet der Kastellan:
„Mein Kaiser, wer hat Euch das gethan?“

Und der Pilger spricht mit bebendem Ton:
„Daß Gott ihn richte — das that ... mein Sohn!“

— Es klingt eine Harfe auf Hammerstein;
Zu der Harfe singt ein Jüngferlein.

Zwei Greise sitzen träumend zur Stell',
Und beiden rinnen die Thränen hell.

Und dem Vogte spricht der Kaiser zu:
„Getrost, mein Treuer — was weinst denn du?

„Du hast nicht Land und Kaiserkron';
Doch hast du Beff'res: du hast — keinen Sohn!“

K. Hofmann von Nauborn.

Die Junker im Korn.

Der Kurfürst Johann Wilhelm, ein wunderlicher Held,
Zog einst als schmucker Jäger durch Wiesen, Wald und Feld.
Er war in berg'schen Landen mit Liebe stets genannt,
Doch in dem Jägerrocke hat keiner ihn erkannt.
Mit einem Bauersmanne, der pflügt auf grünem Plan, —
Es war so seine Weise — knüpft ein Gespräch er an.
„He Alter,“ sprach der Kurfürst, „Ihr habt wohl guten Muth?
Es schwillt das Obst am Baume; die Saaten stehen gut!“
„„Herr Jäger, ja, es scheinen die Früchte gut zu steh'n,
Doch habt Ihr in den Aehren die Junker nicht geseh'n?““

„Die Junker?“ rief der Kufürst, „haha, Ihr scherzet baß!
Auch Junker in den Aehren? — erklärt mir diesen Spaß!“
„„Schaut““, sprach der Bauer lächelnd, „„auf dieses Kornfeld her:
Die Aehren, die sich beugen, die sind voll Körner schwer,
Die lohnen in der Scheuer des Landmanns Müh' und Schweiß;
Doch die da aufrecht stehen, so stolz und naseweis:
Das sind die kecken Junker, — viel Stroh fährt man nach Haus.
Und drischt man leere Aehren, springt niemals Korn heraus.
Fürwahr, Herr Jäger, glaubt mir, da ist's nicht gut bestellt,
Wo sich viel Junker finden im Lande wie im Feld!““
Der Kurfürst sprach mit Lachen: „Das Stückchen ist nicht schlecht,
Und will es mir fast scheinen, du, Bauer, habest Recht.“
Dann pfiff er seinem Hunde; fort ging's durch Hag und Dorn,
Und sinnend dacht' er weiter der Junker in dem Korn. —

Zu Düsseldorf im Schlosse, da gab's wohl manches Fest;
Es kamen hoch zu Rosse herzu viel' stolze Gäst'.
Da ging's bei rhein'schem Weine, fürwahr! recht fröhlich her;
Die Speisen und Getränke würzt manche luft'ge Mähr.
Der Fürst schaut durch die Reihen von hinten an bis vorn:
„Sagt an, Ihr Herr'n, wer kennet die Junker in dem Korn?“ —
Erzählet mit Behagen frisch die Geschichte dann;
Die Junker seh'n im Kreise sich witzverlassen an.
Sie machen wohl verlegen bonne mine à mauvais jeu,
Doch recken sie noch lange die Häupter in die Höh.
Und kamen gut zu schmausen zur hohen Tafel gern,
Im Herzen aber blieben sie gram dem hohen Herrn.
Den Kurfürst kümmert wenig der eitlen Junker Groll;
Sein Lob im Mund des Volkes von Land zu Lande scholl.
Sein Bild auf hohem Rosse, dem berg'schen Lande werth,
Zu Düsseldorf, da steht es, noch heute hochverehrt.

Emil Rittershaus.

Am Rigi.

Nun hab' ich dich, Natur, geschaut,
Wie du im Sonntagsschmuck zu schau'n.
Wie preisen dich da leis und laut
Die weitgereisten Herr'n und Frau'n!
Mit „O“ und „Ach„ und „Nein, wie schön!“
Sich freudig jede Brust erhob. —
Sie standen auf den Alpenhöh'n
Mit Augenglas und Telescop.

Es war ein feines Publikum. —
Gelehnt an des Balkones Bord,
Stand ich allein nur still und stumm
Und hatt' für dich kein preisend Wort.
Ich stand, umglüht vom Morgenlicht,
Ein sel'ger, doch ein stiller Mann,
Der dir vor tausend Augen nicht
Ein Liebgeständniß machen kann.

Zum Fremdenbuche Mancher schlich,
Und in der Gasthofchronik pries
Man d'rauf in Vers und Prosa dich,
Eh' man der Alpe Kulm verließ;
Und jeder schrieb getreu dabei
Auch Namen, Wohnort, Rang und Stand,
Damit noch einst der Nachwelt sei
Sein schön gebildet Herz bekannt!

Zu Thale ging's. — Welch' ein Geschwatz
Fing zwischen Herr'n und Damen an!
Sie sah'n nicht auf den Wiesenplatz
Violen steh'n und Enzian.
Sie sahen die Juwelen nicht,
Die ihrer Rosse Huf zertrat;
Sie fühlten deine Seele nicht,
Sie sah'n nur deinen Sonntagsstaat! —

Am Abend, als die Sonne fort,
Und tief im Thal der Nebel braut',
Da hast, Natur, ein heimlich' Wort
Du meinem Liede anvertraut.
Ein Traum kam in die Brust hinein,
Dem Traume gleich, als am Hochzeitsfest
Mein Weib im stillen Kämmerlein
Mich liebend an die Brust gepreßt.

Nicht sah' ich dich im Prachtgewand,
Im gold'nen Schmucke, groß und reich,
Doch fühlt' ich fest mein Herz umspannt
Von deinen Armen, voll und weich.
Mit heil'gen Engelszungen sprach
Zu mir dein hoher Geist, Natur,
Und doch, in meinem Zimmer lag
Ein einzig' Alpenröslein nur!

Ich saß allein in stiller Nacht. —
Ein Röslein nur, ein Zweiglein grün
Ich sah aus eines Kelches Pracht
Des Weltalls ganze Schönheit blüh'n. —
Berauschung will die Welt des Scheins,
An leerer Pracht, am Scheingenuß;
Mein Geist, er bleibt auf ewig eins
Mit dir, Natur, im Liebeskuß!

Erinnerungszeichen.

Du siehst den schönsten Stern erbleichen,
Dein reichstes, bestes Glück zerrinnt,
Wenn der Erinn'rung fromme Zeichen
Dem Herzen nicht mehr heilig sind.

Ein Buch, ein Blatt, ein Bild, ein altes,
Was deiner Mutter theuer war,
Behalt' es lieb, und heilig halt' es
Und ehr' es noch mit weißem Haar.

In jene Zeugen ferner Stunden
Die Seele eine Wurzel senkt,
Die dich, wenn auch dein Mai entschwunden,
Vom Born der ew'gen Jugend tränkt!

Verschmäh' sie nicht, die Wunderquelle,
Den Jungbrunn, silberklar und rein;
Mach' nicht dein Herz zum Spiel der Welle
Des flücht'gen Augenblicks allein!

Mit raschem Schritt die Jahre schreiten,
Das Alter kommt mit frost'gem Hauch,
Und, wer vergaß vergang'ne Zeiten,
O, den vergißt die Zukunft auch!

Hoffmann von Fallersleben.

Scheiden und Wiedersehn.

1.

Ach Gott, wie weh thut Scheiden
Von ihr, der Liebsten mein!
In Schwarz will ich mich kleiden,
Will alle Freuden meiden,
Bis ich bei ihr mag sein.

Ich will, wie Epheuranken
Sich schmiegen um den Baum,
So auch von dir nicht wanken
In meinen Taggedanken
Und Nachts in meinem Traum.

Leb wohl in Ruh' und Frieden,
Leb wohl und denke mein!
Das soll, seit ich geschieden,
Das soll für mich hienieden
Die einz'ge Freude sein!

2.

O Scheiden, bittres Scheiden!
Das hätt' ich nie gedacht,
Daß du so bald in Leiden
Aus Freuden mich gebracht.

Hilf Gott! wenn's Leid am größten,
Muß es zu Ende geh'n:
Drum will auch ich mich trösten,
Gott gibt ein Wiederseh'n.

3.

Könnt' ich sein doch immer dort,
Dort doch sein, dort immerfort
Wo ich mich nur freuen kann!
Nach den Bergen, nach den Bergen
Heimelt's mich so seltsam an.

Meine Freude, meinen Schmerz
Theilt nur dort ein liebend Herz,
Sie, der Berge schönste Zier!
Auf den Bergen, auf den Bergen!
Wär' ich dort, wär' ich bei ihr!

Als ich sang mein letztes Lied,
Und von meinen Bergen schied,
Schied die Freude auch von mir.
Von den Bergen, von den Bergen
Schied ich, ach! ich schied von dir.

4.

Sie bracht' ein frisches Sträußchen mir
Von Veil und Immergrün.
Ich trug's an meinem Herzen hier
Und mußt' es seh'n verblüh'n.

Im Herzen aber blüht es fort
Und kann auch nie verblüh'n,
Denn meine Liebe bleibt mein Hort,
Mein freudig Immergrün.

5.

Ich will des Frühlings warten:
Wenn Feld und Wald wird grün,
Läßt er in meinem Garten
Der Freude Röslein blüh'n.

Die Vögel kehren wieder
Zur Heimath frisch und froh,
Sie singen ihre Lieder
Wie sonst noch ebenso.

Drum bin ich guter Dinge,
Vergessen ist mein Leid,
Ich freue mich und singe:
Willkommen, Frühlingszeit!

6.

Wie ich mich heute freue!
Hin ist der Sehnsucht Noth:
Ich grüße dich auf's Neue,
Du Liebe, Gute, Treue,
O du mein Röslein roth!

Seit ich dich wieder habe,
Ist fern mir alles Leid.
Du schönste Himmelsgabe,
Mein bist du bis zum Grabe,
Mein bis in Ewigkeit!

Godfried Wandner.

(Aus dessen Nachlaß.)

Am Ziele.

Das war ein Leben voll heißer Lust,
Ein Leben voll Kampf und Wagen,
Dem ich entgegen die junge Brust
In rauschendem Wechsel getragen.

Und hab' ich ihn einst zum Grunde geleert,
Der Leidenschaft schäumenden Becher:
Wie hat er so wenig Genügen bescheert
Dem müden lechzenden Zecher.

Nun sind vorüber der flatternden Zeit,
Der Jugend, wildtolle Spiele,
Ich stehe voll banger Seligkeit
Am heiligen ernsten Ziele.

Welch' herrlicher Tausch: ein standhaft Herz
Für unstet' Wandern und Irren;
Getheilte Wonne, getheilter Schmerz —
Du Trost in des Daseins Wirren.

So winkt ein friedliches Abendroth
Nach Tages Stürmen und Wettern,
Die mitten im Taumel der Lust gedroht
Des Lebens Halt zu zerschmettern.

Ich hab' dich errungen, du süßes Weib,
Hell leuchten der Zukunft Stunden,
In holden Schauern erbebt dein Leib,
Da glühend mein Arm dich umwunden.

Nun liegt in dir meine ganze Welt,
Der flitternde Tand ist zerstoben
Und hoch, das Banner der Liebe hält
Die jauchzende Seele erhoben.

So lasse dich halten immerdar
So lange die Tage gleiten,
Auf daß sich das Glück mög' sonnenklar
Auf all' unsere Wege breiten!

Astern.

Eine Herbstelegie.

Ein Hauch der Wehmuth liegt auf euren bunten Sternen
Ein banger Scheidegruß der sterbenden Natur,
Verweht sind eure Schwestern all auf weiter Flur
Und auch die Nachtigallen sind in schönren Fernen.

Euch ward gegeben nicht der süße Duft der Rose,
Und nicht der Feuertulpe stolzer Farbenglanz,
Und dennoch pflückt die Liebe gerne euch zum Kranz
Und dennoch grollt ihr nicht mit eurem stillen Loose.

Nur kurze Spanne Zeit noch gehn die Lüfte linder
Dann zieht im weißen Kleid der Winter in das Land,
Dann mäht dahin auch euch des Frostes rauhe Hand,
Auch euch, des Herbstes letztgeblieb'ne treue Kinder.

So mögen unserm Blicke einst, dem thränenfeuchten,
Wenn längst die stolze Sommerblüthezeit verweht,
Als letzter Sonnentraum am Lebensabend spät
Die treuen Blumensterne der Erinnrung leuchten!

Der Regentag.

(Frei nach Longfellow's: the rainy day.)

Wie blickt der Tag so düster, so traurig und so kalt!
Es regnet — durch die Lüfte des Windes Klage hallt.
Die Rebe schwankt und zittert an morscher Gartenwand,
Es fegt der Sturm die Blätter herab auf's feuchte Land,
So traurig ist der Tag und kalt.

Mein Leben ist so düster, so traurig und so kalt!
Es regnet — durch die Lüfte des Windes Klage hallt,
Nach fernen goldnen Träumen der Seele Sehnsucht geht,
Doch meiner Jugend Hoffnung ist längst im Sturm verweht,
So traurig ist mein Tag und kalt.

Laß ab, o Herz, zu zagen, klag' nicht dein Schicksal an,
Bald bricht durch schwarze Wolken das Licht sich wieder Bahn,
Das ist das Loos der Menschen, das Allen uns gemein:
Es hüllt gar oft sein Leben ein Regenschauer ein
Und manch ein Tag ist trüb und kalt.

Herbstgefühl.

Auch jene Stunde wird einst kommen
Da du mich meidest stumm und kalt,
Es ist mein Fluch, nicht solle frommen
Mir je der Liebe Lichtgestalt.

Die Welt hat grausam oft gerüttelt
An meines Herzens bestem Gut,
Mit strengem Sinn das Haupt geschüttelt
Ob meiner Jugend frohem Muth.

So wird sie wohl auch deinen Glauben
Zu Staube ziehn mit rauher Hand,
Und mir die letzte Seele rauben,
Die hold mich noch an's Leben band.

Wie bald wird unter Scherz und Kosen
Dir neu ein Stern des Glückes glühn,
Wenn deines Mundes Purpurrosen
Auf andern lieben Lippen blühn;

Indessen trüb und schmerzumdüstert
Sich mir der Zukunft Bild enthüllt,
Und keine Stimme Trost mir flüstert,
Da sich mein düstres Loos erfüllt.

Doch wie es kommt — in fernen Tagen
Wirst du erkennen sonnenklar,
Daß, was die Menschen mochten sagen
Ich doch geliebt dich tief und wahr!

Heinrich Stadelmann.

Die Waldfey.

Im Schatten dunkler Föhren
Lag ich auf Mooses Pfühl;
Von ferne konnt' ich hören
Der Amsel Flötenspiel.
Ein Brünnlein kühle rauschte
Durch Busch und Baum dahin —
So lag ich still und lauschte
In traumversunk'nem Sinn.

Da plötzlich mir zur Seiten
Sah ich ein schönes Weib;
Ein Schleier thät sich breiten
Um ihren schlanken Leib.
In ihren dunklen Locken
Eine blaue Blume lag,
Und rein, wie Silberglocken,
Erscholl es, da sie sprach:

„Willkommen, Freund, willkommen
In grüner Einsamkeit!
Wie bist du nur gekommen
Hierher in dieser Zeit?

Sie rennen jetzt und jagen
Die Welt wohl ein und aus,
Will Keinem mehr behagen
Mein stilles Waldeshaus.

Du siehst auf Eisenschienen
Sie fliegen allerwärts;
Dem Mammon nur zu dienen
Begehrt ihr stumpfes Herz.
Kommt's ihnen je zu Sinne
Zu opfern der Natur,
Ist's auf becister Zinne
Entlegner Alpen nur.

Willkommen drum, willkommen,
Du lieber, seltner Gast,
Und doppelt soll dir frommen
Die kühle Waldesrast!
Die schönsten Weisen lehren
Soll dir des Waldes Lied,
Wenn durch die hohen Föhren
Mein Götterodem zieht.

Und was du hier vernommen,
Das sing' aus voller Brust!
Vielleicht mag wiederkommen
Die alte Lieb' und Lust;
Vielleicht mag sie bekehren
Die Zaubermelodie,
Daß wieder fromm sie ehren
Des Waldes Poesie!"

Sie sprach's und in den Bäumen
Verschwand die Holde mir;
Ich stand in süßem Träumen
Und sah umsonst nach ihr.
Sie schwand, doch nimmer schwindet
Ihr liebes Bild und Wort,
Und wie ein Zauber bindet
Mich's an den stillen Ort.

Oft wenn des Lebens Prose
Mir Geist und Herz gedrückt,
Fühl' ich beim Born im Moose
Mich wundersam erquickt;
Mir ist, als säh' ich wieder
Die leuchtende Gestalt,
Und seine Märchenlieder
Singt rauschend mir der Wald.

Adolf Ritter von Tschabuschnigg.

Auf dem Gletscher.

Kaum noch rings umblüht von Matten,
Schmetterlingumgaukelt noch,
Schritt ich dann durch Waldesschatten,
Steh' ich jetzt am Gletscher hoch.

Blume welkt, wenn überschwänglich
Kaum erst Duft und Farbe blinkt;
Auch die Waldlust ist vergänglich,
Ihre Pracht verdorrt und sinkt.

Aber hier ist Alles dauernd,
Drum ist mir hier oben wohl;
Blickt doch hier der Tod nicht lauernd
Nach dem Leben stier und hohl.

Stumme Zinnen, starre Wellen
Weist die Eiswelt regungslos,
Drüber Sonnenstrahl, den hellen,
Und die Sterne still und groß.

Schweigen herrscht, kein Ton erhebt sich; —
Wo man nichts vom Frühling weiß,
Kann auch nichts vergehn, es lebt sich
Wandellos auf ew'gem Eis.

Hier ist Alles Licht und Klarheit,
Hier berückt kein Wahn, kein Traum,
Nur die ätherreine Wahrheit
Herrscht im blüthenlosen Raum.

Wem sonst Täuschung nur beschieden,
Steig' den Gletscher auf zu mir,
Hier ist heil'ger Gottesfrieden,
Ew'ge Sterne leuchten hier.

Normannenerbe.

In dem Schloß zu Altaville,
An dem Meer der Normandie
Sitzt Graf Tankred; tiefe Stille
Herrscht im Saale, ernst wie nie.

Schöne Töchter, hold die Wangen,
Tapfre Söhne, stark die Hand,
Schweigen wie in Scheu befangen,
Gleich dem Ahnherrn an der Wand.

Und er gibt dem Erstgebornen
Sein Panier, im Nord geehrt,
Den elf Andern Roß und Spornen,
Ritterschlag — und dann ein Schwert.

Unser Lehn in diesem Lande
Klein ist's, Einem kaum genug,
Was hier unser ist, am Strande
Ueberschaut's die Möv' im Flug.

Drum befehl' ich Schloß und Mannen
Auch nur Einem, karg bestellt,
Und ihr Andern zieht von dannen,
Euer Erbe ist die Welt.

Stolzer als auf diesem Throne,
Besser sitzt sich's hoch zu Roß,
Für das Schwert ist keine Krone
In der Christenheit zu groß.

Aufgesessen, fortgeritten,
Schöne Normandie, leb' wohl!
Stolz gehofft und kühn gestritten,
Glück gesucht von Pol zu Pol.

Auf der Väter steilem Schlosse
Bleibt der Eine meerumschränkt,
Während seiner Brüder Rosse
Bald des Südens Welle tränkt.

Nebel irrt dort um die Klippen,
Hier ist Alles sonnenroth,
Rothe Wangen, rothe Lippen,
Der Genuß ist hier Gebot.

Und die Stadt, wo der Karthager
Mehr als eine Schlacht verlor,
Wird die Beute kecker Wager:
Wer nicht zugreift, ist ein Thor.

In dem Kampf des goldnen Südens
Macht der Normann sich bekannt,
Von dem Arm des Meermüdens
Wilhelm Eisenarm genannt.

Er durchhaut mit einem Hiebe
Einen Ritter aus Byzanz;
Während Humfried sich durch Liebe
Glück erwirbt und seltnen Glanz.

Roberts Haar im Blut wird's röther,
Schrecken zieht vor Drogo's Spur:
Zwingen plötzlich Edda's Götter
Südens glückliche Natur?

Alles beugt sich solchen Riesen,
Nords gewaltigem Geschlecht,
Ihr Gesetz ist schnell bewiesen,
Immer hat der Stärk're recht.

Max Beilhack.

Darius.

„Warum blickst du also düster, mein Darius, Perserkönig?
Schallt dir doch des größten Volkes Beifallsrufen tausendtönig,
Prangen doch in gold'nen Waffen deine Großen dir ergeben,
Hüt' ich selbst, dein treuer Bessus, mehr dich als mein eigen Leben?

„Strotzt dir nicht von neuen Freuden jeder Tag und jede Stunde,
Blutet nicht im Löwenkampfspiel dir zur Lust so manche Wunde?
Gelten nichts mehr die Satrapen, und verschmähst du deine Treuen,
Da du deines Blicks nur würdigst in der Ringbahn dort den Leuen?" —

„„Still, Satrape, lass' sie kämpfen in der Ringbahn, Leu'n und Sklaven!
Jenes Thier in stolzer Ruhe — seit mich seine Augen trafen,
Augen unter busch'gen Brauen, dräuend mit des Blitzes Flamme —
Warnen, daß sich Wetter ziehen über meinem Haupt zusammen.""

„„Schweige mir von Lust und Festen! dieses Löwen Blicke mahnen
Mich an Blut und Mühesale meiner sieggewohnten Ahnen,
Die das Vaterland gerettet und im Kampf den Feind bezwungen
Und im Streite nicht ermüdend mit dem Wüstenthier gerungen.""

„„Diesen Löwen riß mein Ahnherr von der Löwenmutter Seiten,
Mit der eh'rnen Faust ihn zähmend wohl vor langen, langen Zeiten.
Unsern Stamm sah der Gezähmte steigen vor den andern allen,
Und ich fürchte, jetzt im Alter sieht er uns vor andern fallen.""

II.

Flieh, Darius, um dein Leben, denn verloren ist die Krone,
Eine winderregte Flamme stürmt heran der Macedone;
Deine Heere sind geflohen wie Gazellen vor dem Tiger,
Alle haben dich verlassen, huldigend dem jungen Sieger.

„Fliehen soll ich? Nimmer flieh' ich, schnöd verrathen von den Knechten,
Will nach alten Königssitten ich um Land und Leben fechten;
Wußt' ich nicht das Heldenleben meiner Ahnen mitzuerben,
Will ich lernen doch im Tode noch als wahrer Held zu sterben." —

. . . . . Frei geworden, schmiegt der Löwe vor die Füße sich des Fürsten,
Nicht nach Sklavenblute wollt' er, will nach Feindesblut nur dürsten.
Krieger dringen in die Ringbahn; doch ob Schaar auf Schaaren stürmen,
Fürst und Löwe streiten muthig, daß sich Leich' auf Leichen thürmen.

Plötzlich kam — dem König galt es — hinterrücks ein Pfeil geflogen,
Abgeschnellt von des Satrapen, von des feigen Bessus Bogen;
Doch getroffen fällt der Löwe. Horch — da tönen Siegsgesänge,
Und der wilde Kampf verstummet, alle lauschen auf die Klänge.

Alexander naht; die Haide schüttert von der Last der Reiter;
Um den eingeschlossenen Perser zieht der Kreis sich weit und weiter;
Auf den Leib des Wüstenthieres stützet er sich mit der Linken,
In der rechten Hand die Waffe, scheint dem Himmel zuzuwinken.

„Hört mich, ihr in sel'gen Höhen, meiner Ahnen theu're Schatten;
Einen Sitz in euerer Mitte sollt dem Enkel ihr gestatten!
Mit den andern von dem Becher wüster Lust hab' ich getrunken;
Doch ich hielt mich über'm Taumel, d'rin die andern sind versunken.

„Keine Schande will ich dulden, laßt euch späte Reu' genügen,
Meinen letzten Odem athm' ich noch mit willensfreien Zügen!"
Rief's, und durch den Purpurmantel stieß er sich das Schwert, das breite —
Also starb der letzte Perser an des Wüstenkönigs Seite.

K. G. Ritter v. Leitner.

Der treue Page.

„Komm', sage mir, Knabe, dem König, in's Ohr,
Was bargst du in's Wämslein von Atlas zuvor?
Du bist ja der klügste Page der Welt.
Und war es ein Brieflein, wem hast du's bestellt?"
Doch treu verschwieg es der Kleine.

„Mein Töchterlein trug sonst ein rosenroth Band.
Wer trägt's nun am Herzen, seitdem es verschwand?
Vertrau' mir's, mein Junge! dann geb' ich als Preis
Ein Purpurbarett dir mit Federn schneeweiß."
Doch treu verschwieg es der Kleine.

„Schön lockt die Prinzessin ihr goldenes Haar;
Nun fehlt von den Locken die schönste sogar.
Sprich, Bube! wer schnitt ihr vom Haupte sie dreist?
Sonst büß' es im Thurme, wo spuket der Geist."
Doch treu verschwieg es der Kleine.

„Wohl schenkt' ich der Ringlein ihr manches zum Spiel;
Nun gleißt an der Hand ihr um eines zuviel.
Gesteh', Wicht! wer gab's ihr mit frevelndem Muth?
Sonst soll dich der Züchtiger peitschen auf's Blut."
Doch treu verschwieg es der Kleine.

„Jüngst klirrte ihr Fenster im Sternenschein.
Sag', Schurke! wer stahl sich dort aus und ein?
Sonst schlägt dir der Henker den Trotzkopf ab. —
Bald grub man im Zwinger ein schmal, kurz Grab;
So treu verschwieg es der Kleine!

Felix Dahn.

List und Liebe.

(Nach einem schottischen Motiv.)

„Und soll's nur harter Wille sein,
Daß der Schottenlord wird niemals mein,
Stiefmutter, Stiefbruder, ich bitt' euch sehr,
Erfüllt mir doch mein letzt' Begehr:
Und laßt mich, wenn ich nun sterben werde,
Bestatten in seiner, in Schottlands Erde:
In der ersten Capell' auf schottischer Mark,
Da senket zur Gruft den bekränzten Sarg."

So fleht schön Ellen — der Vater war todt.
Stiefbruder, der lachte: „Was hat es für Noth?
Ist Schwesterlein todt und ihr Erbland mein,
Soll's, wo ihm gelüstet, begraben sein:
Selbst führ' ich die Leiche zur Schotten-Capelle:
Da mag sie empfangen ihr trauter Geselle."
Stiefmutter, die murrte: „Für Mädchenlist
Noch Weibertücke gewachsen ist."

Schön Ellen auf hohen Söller stieg:
„Mein weißer Falke, nun steig' und flieg."
Der Vogel war treu, war rasch und klug: —
Nach Norden, nach Schottland ging sein Flug.
Schön Ellen, die trank aus geschliffner Schale,
Da faßt sie Erstarrung leichenfahle:
Bald liegt sie auf Myrthen und Rosen gebahrt,
Und der Bruder rüstet die Leichenfahrt.

Doch siehe, da tritt Stiefmutter herzu:
„Träumst du auch, schöne Schläferin du?"
Und sie öffnet ihr nestelnd das Busengewand,
Und sie hebt das Wachslicht mit böser Hand,
Und sie träuft, wo der Lebenden Herzen klopfen,
Drei heiße, brennend heiße Tropfen:
Doch nicht zucket die Wimper, nicht bebt der Mund:
„Bei Gott, sie ist todt! brecht auf zur Stund!"

Und als sie kommen zur Wald-Capell',
Da wiegt auf dem Thor sich ein Falke hell,
Und als sie zur Erde gesenkt die Bahr',
Empfängt sie psallirend der Mönche Schaar,
Und als der Prior den Deckel gehoben,
Da breitet schön Ellen die Arme nach oben:
„Das Wachs war heiß und schaurig der Sarg —
Doch die Liebe macht über Alles stark."

Da zuckte der Prior ein blitzendes Schwert, —
Hei, waren die Mönche so reisig bewehrt! —
„Nun heb' dich von hinnen, o Schwägerlein,
Leer bringe die Truhe der Schwieger mein;
Und meld' ihr: Schön Ellen ist erstanden
Zu seligem Glück aus Grabesbanden.
Wohlauf nun, mein Falke, nun fleuch voraus,
Du kennst ja den Weg in das Hochzeitshaus!"

Karl Gerok.

Ines de Castro.

I.

Durch Coimbra's nächt'ge Gassen
Welch ein dumpfer Glockenhall?
Um die hohe Kathedrale
Welch ein dunkler Menschenschwall?

Drinnen durch erhellte Fenster
Orgelton und Festespsalm,
Draußen auf dem weiten Platze
Volksgewühl und Fackelqualm.

Und vom Kopf zu Fuß gerüstet,
Wie gegossen all aus Stahl,
Stehn die königlichen Wachen
An des Münsters Hauptportal.

Drinnen strahlt von tausend Kerzen
Tageshell der Dom durchflammt,
Festlich prangen alle Wände,
Angethan mit Purpursammt.

Gleich dem Meere wogt die Menge,
Kopf an Kopf das Schiff entlang,
Doch ein Strom von Gold und Silber
Fluthet durch den Mittelgang.

Denn da schreiten alle Granden,
Ernsten Schrittes Paar um Paar,
Feierlich in langer Reihe,
Bis hinan zum Hochaltar.

Dort auf goldnem Stuhle thronet
Pedro, Prinz von Portugal,
Ihm, dem neugekrönten König,
Huldigen die Großen all.

Huldigen des Herrn Gemahlin,
Die ihm thront zu rechter Hand,
Jeder beugt sein Knie der Fürstin,
Küßt am Saum ihr Prachtgewand.

Doch warum so unbeweglich
Thront die hohe Frau'ngestalt?
Und warum das schöne Antlitz
Marmorbleich und marmorkalt?

Ist es nicht Ines de Castro,
Längst in jedem Christenland
Als die Blume aller Frauen,
Als der Tugend Stern bekannt?

Doch warum der König selber
Sitzt so ernst und finster da,
Finster, wie man keinen König
Noch im Krönungsschmucke sah?

Ist er nicht der Held des Tages?
Warum solches Festes Pracht
Statt im Glanz der Mittagssonne
In der finstern Mitternacht?

II.

Sinnend schweift des Königs Geist
In vergangne Zeit zurücke,
Höret nicht der Orgel Schall,
Träumt von altem Liebesglücke.

Als im ersten Jugendreiz
Seine sanfte Ines blühte,
Als in erster Liebesgluth
Pedro's Herz für Ines glühte.

Als er nach der Gattin Tod,
Von des Fräuleins Huld entzündet,
Heimlich sich im Sakrament
Ihr zur Ehe hat verbündet.

Als er, seines Schatzes froh,
Schwelgend in verborgnem Glücke,
Fürstliche Vermählung wies
Zu des Vaters Zorn zurücke.

War nicht seine sanfte Ines
Königinnen ebenbürtig?
War nicht ihre reine Stirne
Jedes Diademes würdig?

Rühmt sich das Geschlecht de Castro
Nicht von fürstlichem Geblüte?
Stimmt zu ihres Blutes Adel
Nicht des Herzens Engelgüte?

Gold'ne Tage, hingeträumt
Zu der holden Herrin Füßen;
Sel'ge Nächte, eingewiegt
Von der Gattin süßen Küßen!

Ha! wie in Coimbra's Gärten
Morgens alle Rosen blühten,
Ha! wie hell am Firmament
Abends alle Sterne glühten!

Und wie seine Ines höher
Noch den Glücklichen beglückte,
Als er sein' und ihre Kinder
Stolz und froh an's Herze drückte!

O! wie hat er treu sein Kleinod
Auf Coimbra's Schloß gehütet!
O! wie teuflisch hat Verrath
Grausen Mord und Tod gebrütet!

III.

Düstrer wird des Königs Stirne,
Finstrer seiner Augen Rollen,
Denn er sinnt ob alten Tagen,
Blutbespritzten, jammervollen.

Denkt an einen Tag des Leids,
Denkt an einen schwülen Morgen,
Da er weg von Ines Bett
Ritt zum Jagen ohne Sorgen.

Denkt an einen trüben Abend,
Da vor seines Schlosses Pforte
Den Rückkehrenden empfingen
Jammerrufe, Schreckensworte.

Da er seine Ines fand
Eine Leiche hingegossen,
Ihren engelreinen Busen
Marmorkalt, von Blut umflossen.

Da er schreckensstarr am Lager
Blut'ge Kunde hat vernommen:
Wie der königliche Vater
Bösen Sinns in's Schloß gekommen.

Er und seine schlimmen Räthe,
Die in des Monarchen Ohren
Längst des Argwohns Gift geträufelt,
Längst der Ines Tod geschworen.

Wie sie flehend, in den Armen
Ihre beiden holden Sprossen,
Zu des Königs Füßen sank,
Seine Kniee hielt umschlossen.

Wie sein finstrer Zorn zerging,
Von des Engels Huld gebrochen,
Wie er ihr die Hand gereicht,
Mild den Enkeln zugesprochen.

Kaum verhallt sein Rosseshuf,
Und noch dankt sie ihrem Gotte;
Heimlich hinter seinem Rücken
Wendet sich die Mörderrotte;

Eh' sie vom Gebet erstand,
Eh' ihr Amen sie gesprochen,
Haben sie den kalten Stahl
Ihr in's reine Herz gestochen.

Und gebrochen liegt sie da,
Seine süße, weiße Rose,
Und durch sein zerrißnes Herz
Zuckt der Schmerz, der namenlose.

Lang, ihr bleiches Haupt im Arm,
Kniet er stumm in Gram verloren; —
Als er von den Knie'n erstand,
Hat er heil'gen Schwur geschworen.

IV.

Sieben Jahre sind vergangen
Seit dem blut'gen Jammertag;
Sieben Jahre, seit schön Ines
Schläft im Marmorsarkophag;

Sieben Jahre, seit Dom Pedro
Seinen heißen Rachedrang,
Der Vergeltungsstunde harrend,
Knirschend in der Brust bezwang.

Sieben Jahre, bis des Vaters,
Bis Alphonso's Auge brach;
Aber nun in Sohnes Herzen
Werden heil'ge Schwüre wach.

König ist er kaum geworden,
Mächtig ist des Königs Hand,
Sitzt den Schächern bald im Nacken,
Fernhin über Meer und Land.

Und die schwarzen Mörderherzen,
Drin entsproß die Teufelssaat,
Liegen zuckend ihm zu Füßen —
Leichter ward ihm nach der That.

Doch noch ist ein Schwur zurücke,
Halb ist erst das Werk vollbracht,
Bis die heißgeliebte Ines
Mit ihm theilet Ehr und Macht.

Bis ganz Portugal gehuldigt
Seines Königs Eh'gemahl,
Dem der Mörder Satanstücke
Krone, Glück und Leben stahl.

Und aus ihrer Marmortruhe,
Drin sie balsamiret lag,
Holt er seine bleiche Ines
Her zu ihrem Ehrentag.

Darum jetzt in Prachtgewanden
Sitzt sie ihm zur Rechten da,
Darum treten alle Granden
Huldigend der Fürstin nah.

Darum thront so unbeweglich
Dort die hohe Frau'ngestalt,
Darum starrt ihr schönes Antlitz
Marmorbleich und marmorkalt.

Darum sitzt der König selber
Auf dem Thron so ernst und blaß,
Wie kein König auf dem Throne
Je am Tag der Krönung saß. —

Als der letzte der Vasallen,
Huld'gend seine Pflicht gethan,
Legt man Ines in die Bahre
Und der König geht voran.

Und ein Zug von tausend Fackeln
Schlingt sich langsam durch die Nacht;
Auf dem Sarg die Königskrone,
Hat man sie zur Ruh' gebracht.

Gisbert Frhr. Vincke.

Darnley's Ende.

(10. Februar 1567.)

König Darnley liegt in Kirck-Field still,
Sein Antlitz bleich und hager:
Ein Siechthum, das nicht enden will,
Hält ihn gebannt auf's Lager.

Unsicher flackert der Lampe Licht,
Die Schatten schweben und schwanken;
Doch ein holdseliges Angesicht,
Das leuchtet hell dem Kranken.

Und lächelnd beugt sich über ihn hin
Die Allerschönste der Schönen:
Das ist Maria die Königin!
Sie flüstert in sanften Tönen:

„Bald steht Ihr auf, mein trauter Gemahl,
„Laßt Pulver und Heilessenzen —
„Dann will ich Euch selbst den Goldpokal
„Zum Willkommsgruße kredenzen!“ —

Sie rührt' ihm die Stirn mit der weißen Hand,
Da ward ihm so schwül zu Muthe:
„Nehmt fort! Das glühet wie Feuerbrand!
„Was tobet Euch wild im Blute?“ —

Ein sonniger Blick war's, der ihn traf:
„Die Sorge macht mir Fieber,
„Ob Euch bald nahe der feste Schlaf?
„So schlummert denn süß, o Lieber!“ —

Er fühlte den Kuß voll heißer Gluth,
Der braunt' ihm tief in die Seele.
Sie schritt hinaus — und es stockt sein Blut,
Das Wort erstirbt in der Kehle.

Sie schritt hinaus, sie schwang sich zu Roß,
Daß der Sturm die Wangen ihr kühle!
Sie sprengte dahin nach Holyrood-Schloß —
Zum Fest, in's Maskengewühle!

Sie trank einen Becher des süßen Weins,
Sie flog im Tanze vorüber
Und horchte — da schlug's vom Schloßthurm Eins: —
Trüb glimmten die Kerzen und trüber!

Ein Knall dröhnt dumpf in die jubelnde Luft,
Auffahren zumal die Gäste,
Der Athem gepreßt in jeder Brust: —
Grabstill ist's auf dem Feste.

Die Königin schwankt — sie springen herzu —
Maria's Sinne schwinden:
„Hier ist es schwül — bringt mich zur Ruh'!
„O, Ruh' nur möcht' ich finden!“ —

Bald flüstert's rings: „Der König ist todt!
„Ermordet zu dieser Stunde!
„Das Haus, so ihm ein Lager bot,
„Verschwunden bis zum Grunde!“ — — —

Ein Reiter sprengt von Kirck-Field-Haus
Hindannen weiter und weiter,
Durch des Schneesturms Frost in die Nacht hinaus!
Graf Bothwell heißt der Reiter.

A. E. Brachvogel.

Der Kesselflicker von Bedford.

Die Stuarts sind wieder auf Englands Thron,
Verfolgt wird die Sekte der Frommen,
Die alte Gewalt, der Gesetze Hohn,
Ist neu über's Land gekommen. —
An Frankreich verkauft wurde Albion's Ruhm,
In London's Palästen und Gassen.
Die Schergen des Königs, das Priesterthum
Von Rom sich erblicken lassen.
Zu Bedfort selbst kam nun auch über die Schaar
Der Baptisten, der Unterdrücker,
Dem Grimme des Hofes zu winzig nicht war
John Bunyan der Kesselflicker.
Er hatte, ein niedriger, schimpflicher Knecht,
Daselbst sich zu predigen vermessen:
„Gott werde nimmer Israels Recht,
„Noch Pharao's Frevel vergessen!
„Er sei der ewige König der Welt,
„Vor dem alle Lügen erbleichen,
„Er werde, wenn einst die Dromete gellt,
„Auch den irdischen König erreichen!“ — —
Man riß John Bunyan von Kindern und Weib,
Man schleppt' ihn im Hohn durch die Gassen,
Und nackt, dem Pöbel zum Zeitvertreib
Und Beschimpfung, ihn seh'n zu lassen.
Und einen zerbrochenen Kessel ihm gab
Als Symbol man, durch Bedfort zu tragen,
„Wie schön“, schrie der Büttel, „mag jetzt bis zum Grab'
„Die Pauke Jehova's er schlagen!“ — —
Zwölf Jahr' im Thurm, mit gebrochener Kraft,
Voll Angst um die Noth seiner Lieben, —
Hat „des Christen irdische Pilgrimschaft“
Der Kesselflicker geschrieben! —
Zwölf Jahr' auf dem Throne, voll Thorheit und Schuld,
Die Stuarts auch haben gesessen,
Sie haben erschöpft ihres Volkes Geduld,
Und der eigenen Schwüre vergessen! —
Das Büchlein des Kesselflickers, — es hat
Seinen Ruhm durch ganz England getragen,
John Bunyan, an König Davids Statt,
Hat die Gottesharfe geschlagen! —
„Heraus aus dem Kerker, hernieder vom Thron!“
So klingt es von Munde zu Munde,
Es kam von der Küste des Südens ja schon
Die hohe, erlösende Kunde.
„Lillibullerr“ brüllt's, die Trompete sie gellt,
Dem Stuart entgleitet das Steuer,
Mit Hollands Armee zieht jetzt über das Feld
Oranien heran, der Befreier! —
St. James ist leer! Wie ein Feigling entfloh'n
Ist Jakob, verlassen von Allen,
Indeß für den nahen Oranier schon
Die jauchzenden Rufe erschallen. —
Als Wilhelm der Mayor von London genaht,
Die Schlüssel der Hauptstadt zu spenden,
Der lächelnde Sieger ein Büchlein hat
Mit dem Zaum in den fürstlichen Händen.
„Kennt ihr die Schrift, und kennt ihr den Sinn
„Von Bunyan's Pilgrimswallen? —
„Nichts was ich je las, gab mir beff'ren Gewinn,
„Hat jemals mir wohler gefallen!
„O — dürft' mit dem Schwerte das Land ich befrei'n
„Von der Wuth seines Unterdrückers,
„So lasse auch Gott dann mein Ende einst sein
„Wie Bunyan's*), des Kesselflickers!“

*) John Bunyan starb als Bischof aller englischen Baptisten im August 1688 auf einer Predigerreise in London, also wenig Monate vor Jakob II. Entthronung. D. B.

Georg Küchle.

Herkules am Scheidewege.

Am Scheidewege Herkules steht,
Vom frischen Morgenwind umweht;
Zur Seite thut sich auf ein Thal,
Draus leuchten tausend Blüthen zumal;
Rechts starren Berge, rauh und hart,
Darob erfunkelt ein Sternlein zart.

Doch horch, welch wundersam Getön!
Kommt's aus dem Thal? Klingt's von den Höhn?
Und jetzt, o siehe, welch ein Weib!
Von Morgenroth umsäumt den Leib,
Von Weinlaubranken die Hüfte bedeckt,
Jedweder Reiz nur halb versteckt;
In ihrer Haare dunkler Nacht
Funkelnder Rosen lichte Pracht.
Ihr Blick brennt auf den Jüngling-Mann,
Keck tritt sie hin und hebet an:
„Ich kenne dich, bin dir bewußt,
Ich bin die Liebe, bin die Lust;
Ich bin's, die dir den Himmel gibt,
Ich bin's, die lange du geliebt.
Mein Liebesbild, du ahnst es kaum,
Wob ich in deinen Jünglingstraum;
Dein Mund fühlt' meinen Feuerkuß,
Drum trug dich auch zu mir dein Fuß.
So komm in meine dunkeln Lauben,
Da reifen goldnen Weins die Trauben,
Da wollen ruhen wir zu Zwein,
In Lieb und Wonne selig sein!“

Und wie sie so sprach, da ward's ihm zu Sinn,
Als hört' er eine Zauberin,
Und er hob den Fuß, und er bot ihr die Hand,
Zu gehn in das ros'ge Wunderland.

Da flammt' es nieder, wie Blitzesstrahl,
Und er sah voll Moder und Graun das Thal,
Und vor ihm stand das schöne Weib,
Mit Schlangen gegürtet den schlanken Leib.

Doch schwand es bald und dauerte nicht
Das Graungesicht.
Und wieder lachte sie süß ihn an,
Und wieder lockte die Rosenbahn.

Doch neben ihm stand, gar groß und mild,
Ein göttlich wunderbar Frauenbild,
Und es umfloß sie wie Himmelslicht,
Und sie schaute ihm still in's Angesicht.

Und er sah die Gestalt — weiß war ihr Gewand,
Ein güldner Gürtel den Leib umspannt,
Und von weißen Liljen ein duftig Paar
In die lichten Locken geflochten war.

Und sie hob an und sprach: „Mein Sohn,
Kennst du mich nicht, die ich dich schon
Gesegnet in der frühsten Jugend?
Ich bin die Unschuld, bin die Tugend;
In Liebe ging ich dir voran,
In Treuen zeigt' ich dir die Bahn,
So sei ein Mann!
Du bist zu Hohem auserkoren,
Drum sollst du zu Olympos Thoren
Auch richten deinen Lauf
Bergauf."

Und wie sie so sprach und vor ihm verschwand,
Und er schaute hinauf an der Felsenwand,
Da erglänzte noch heller von fern
Der Morgenstern.

Und er säumete länger nicht,
Und entgegen dem Licht
Begann er den Heldenlauf
Bergauf.

Heribert Rau.

Amor und Psyche.

Trauernd, zu der Königshalle,
Weinend, mit gesenktem Blick,
Bei der Hörner dumpfem Schalle,
Kehrt der Jungfrau'n Zug zurück.
Das Orakel hat gesprochen,
Unerbittlich ist sein Wort;
Eh' die Nacht noch angebrochen
Führte man das Opfer fort.
Wo die mächt'gen Adler wohnen,
Leitet man die Jungfrau hin;
Auf des Felsens zack'gen Kronen
Weilet jetzt die Büßerin.

Warum holdes, süßes Wesen,
Psyche, bist du auch so schön?
Wer in deinem Blick gelesen,
Hebt dich zu Olympos Höh'n.
Aphroditen's Tempel standen
Von Bewundrern einsam, leer.
Selbst der Göttin Reize fanden
Keinen Preis auf Erden mehr.
Doch ihr Zorn hat dich getroffen:
Wie ein schuldlos Opferlamm
Weilst du unter Angst und Hoffen,
Jetzt auf steilem Felsenkamm.

Dort soll dir dein Bräut'gam werden,
Unsichtbar, — ein Ungethüm!
„Die sich überhob auf Erden,
Nehm' die Strafe schweigend hin!"
Und mit jungfräulichem Zagen
Harret nun das Königskind,
Wagt den Blick kaum aufzuschlagen,
Langsam nur die Zeit verrinnt:
Schon erblaßt des Berges Gipfel,
In den Thälern ruht die Nacht,
Träumend hebt der Wald die Wipfel,
Und der Sterne Chor erwacht.

Plötzlich heben sanfte Lüfte, —
Zephyr ist's, Asträos Sohn, —
Psyche, und wie Blumendüfte
Tragen sie das Kind davon.
Setzen in ein Schloß es nieder,
Mitten in dem Götterhain;
Rings umrauschen süße Lieder,
Wiegen sie in Schlummer ein.
Und der Liebste ist gefunden,
Wenn sie ihn auch nicht erblickt;
In den nächt'gen Wonnestunden
Seine Liebe sie entzückt.

Alles hat er ihr gegeben,
Jeder Wunsch wird ihr erfüllt;
Selig fließt dahin das Leben
Nur .... der Liebste bleibt verhüllt.
Aber wenn dem Staubgebor'nen
Auch ein Himmel ward zum Pfand,
Schweifen dennoch seine Wünsche
Weiter in ein schön'res Land.

Eines hat er ihr versaget:
„Forsche niemals, wer ich bin;
„Wenn dir hier die Wahrheit taget,
„Ist das Glück der Liebe hin!“

Und sie folgt, von seinen Küßen,
Seinem Liebesschwur berauscht;
Aber hinter kaltem „müssen“
Trügerisch Begierde lauscht.
„„Wenn Orakel nicht gelogen,
„„Muß ein Ungethüm es sein;
„„Darum — weh! wenn ich betrogen! —
„„Hüllt er stets in Nacht sich ein!““
Und — sie kann es nimmer lassen —
Als er schläft an ihrer Brust,
Eilt sie, Dolch und Licht zu fassen,
Folgend der verbot'nen Lust.

Auf den Zehen schleicht sie leise
Dann zu seinem Lager hin;
Aber, wie im Zauberkreise,
Starrt, gebannt ihr, Herz und Sinn.
Denn, in stürmischem Entzücken,
Schaut den Gott der Götter sie!
Welch' ein Bild vor ihren Blicken,
Höchster Schönheit Harmonie!
Amor selbst, in leichtem Schlummer,
Zeigt sich dem berauschten Blick,
Und sie bebt voll Reu und Kummer
Vor dem Götterbild zurück.

Doch . . . sie hat das Wort gebrochen,
Das sie dem Geliebten gab,
Rächend zieht jetzt Aphrodite
In das Unglück sie hinab.
Ueberrascht von seiner Schöne
Zitterte die Hand ihr leicht,
Und ein Tröpfchen heißen Oeles
Aus der gold'nen Lampe weicht.
Da erwachte aus dem Schlummer
Amor . . . und sein ernster Blick, —
Ach! ein Blick voll Schmerz und Kummer —
Kündet Psychen ihr Geschick.

Weinend sinkt sie ihm zu Füßen,
Doch der Götter-Jüngling spricht:
„Armes Kind! vom schweren Büßen
„Rettet meine Macht dich nicht!
„Hast mit frevlem Sinn vernichtet
„Unf'rer Liebe heil'ges Band,
„Auf dich selbst den Fluch gerichtet;
„Fürchte nun der Mutter Hand!
„Mit gebroch'nem wunden Herzen
„Treibt mich's zum Olymp zurück;
„Doch auch dort noch, unter Schmerzen,
„Denk' ich an mein kurzes Glück!“

Und der Holde ist verschwunden;
Trauernd blickt ihm Psyche nach:
Der Erinn'rung tiefe Wunden
Bluten frisch mit jedem Tag.
Und die Lieb' treibt sie von hinnen,
Um der Erde weites Rund;
Suchend, mit verwirrten Sinnen,
Gibt sie ihre Schmerzen kund.
„„Ach! wer hat ein Glück genossen,
„„Größer, wie das meine war?
„„Ird'schem Staube nur entsprossen,
„„Stellt' ein Himmel sich mir dar!““

„„Und ich schlug ihn thöricht nieder,
„„Bannte selbst mein Götterglück.
„„Nie sind ich den Theuren wieder,
„„Nie kehrt er zu mir zurück.
„„Nun, so will ich Arme büßen,
„„Unter Thränen, unter Schmerz,
„„Bis die Schatten mich begrüßen,
„„Und die Reue bricht das Herz!
„„Schleud're nur des Zornes Flammen,
„„Schaumgebor'ne auf mein Haupt;
„„Wenn nur er — brech' ich zusammen —
„„Wieder an die Treue glaubt!““

Und die Göttin hat vernommen,
Was der Armen Herz erfleht;
Ueber Psychen's Tage kommen
Martern früh und Qualen spät.
Fast unmöglich ist zu tragen
Was die Zürnende verhängt;
Selbst zum Orkus sich zu wagen
Wird das arme Kind gedrängt.
Doch in Demuth trägt im Stillen
Psyche jeder Prüfung Last;
Beugend sich dem höh'ren Willen,
Bis der kalte Tod sie faßt.

Da, mit sterbendem Verlangen,
Blickt noch einmal sie empor, —
Die Vergebung zu empfangen, —
Nach des Himmels gold'nem Thor.
Sieh'! da naht sich der Geliebte,
Strahlend in der Gottheit Glanz;
Führt, mit heiligem Entzücken,
Psyche in der Götter Kranz.
Ihre felsenfeste Treue
Söhnte ja vor seinem Blick —
Ihre Liebe, ihre Reue, —
Ird'scher Schwäche Mißgeschick!

Ludw. Aug. Frankl.

Göttliche Dulder.

I.

Hiob.

Erst als der Blitz einschlug in deine Garben
Und dir die Seuche traf die fetten Heerden,
Im Kelter deine Reben dir verdarben,
Als Krankheit kam mit folternden Beschwerden;

Als dir die Söhne und die Töchter starben,
Da riefst du aus verzweifelter Geberden:
„Warum schlägst neue du, bevor vernarben
Die Wunden? Gott, mein Gott, was soll noch werden!“

Du nahmst nicht wahr der Menschen Noth und Plagen,
Dieweil du saßest bei dem Glück zu Gaste.
Du fingst erst an zu zweifeln und zu klagen,

Als dich das Weh der Menschlichkeit erfaßte.
Dein Mund begann Unsterbliches zu sagen,
Als dir, dem Knecht des Herrn, der Muth erblaßte.

II.

Prometheus.

Auf goldnen Stühlen in Kroinon's Saale
Die Götterwelt mit ewig heitren Mienen,
Prometheus ist, ihr Liebling, unter ihnen,
Und Hebe reicht auch ihm die Nektarschale.

Er aber geht vom sel'gen Göttermahle,
Ihm ist der Menschheit herbes Loos erschienen,
Und ihrer Sehnsucht nach dem Licht zu dienen,
Raubt, trägt den Funken er zum Erdenthale.

Der ewig konnte bei den Göttern wohnen,
Liegt nun, von ihrem Zorn erfaßt, in Banden,
Des Geiers Klaue schlägt ihn ohne Schonen.

Er schweigt und macht der Götter Zorn zu schanden,
Er weiß, sie stürzen einst von ihren Thronen,
Die Menschheit wird an einem Lichtmeer landen.

Bestattung König Davids.

Talmudische Legende.

Sie ziehen, ihren König zu bestatten,
Den Helden und den Sänger heil'ger Psalmen,
Den sie geladen auf die Schultern hatten
Bei heißem Sonnenbrand und Weihrauchqualmen.

Doch mälig will der Leichenzug ermatten,
Kein Windhauch regt sich in den Fächerpalmen;
Da senkt sich nieder es, wie tausend Schatten,
Ein kühles Weh'n erwacht in Baum und Halmen.

Es kommen Adler aus den Wolken nieder
Und breiten über'm Zug aus ihr Gefieder
Und schlagen, Kühlung wehend, mit den Schwingen,

Bis sie zur Gruft den Königssänger bringen.
Und keinem Dichter je ward, wie von diesen,
Von Adlern solch ein stolzer Pomp erwiesen!

Phantastische Gäste.

Das schwarze Kraut aus Latakia's Gärten,
Der schwarze Knabe reicht es mir zu Handen,
Ich hab' ihn losgekauft aus Sklavenbanden
Und mir erwählt zum Diener und Gefährten.

Narkotisch süßen Duft, den lang entbehrten,
Einathm' ich tief: es nah'n aus Morgenlanden
Gestalten mir, in wallenden Gewanden,
In weißem Turban und mit langen Bärten.

An Herz und Stirne legen sie die Hände,
Vom Jordan die, vom goldnen Horn, vom Nile,
Kaum fassen können sie des Saales Wände.

Von Rom, Athen gesellen sich noch Viele —
Mehr Weisheit sprechen sie als tausend Bände
Enthalten und hinschreiben tausend Kiele.

Adolf Ebeling.

Achtzeilen.

Zueignung:

Du wirst bekannte Klänge finden,
Vernehmen manch gewohnten Schall;
Denn meine Seele kann empfinden
Nur deiner Seele Wiederhall. —

1.

Was ich verlang', ist wenig
Und was ich geb', ist viel:
O nur ein freundlich Lächeln
Für all mein Liederspiel!

Und doch — dein Lächeln ist schöner,
Als all mein Liederspiel:
Ach, was ich geb', ist wenig
Und was ich verlang', ist viel!

2.

Oft träumt sich auf stolzem Gefieder
Mein Geist über Raum und Zeit,
Doch matt sinkt die Feder nieder:
Unendlichkeit!

Durch das Dunkel irdischer Schranken
Stralt Eines Lichtes Gewähr:
Von wo diese Gottgedanken,
Wenn Gott nicht wär'?

3.

O wenn du weinst, weil du verlassen
Hienieden, wie ein fremder Gast,
Nicht eine treue Hand zu fassen
Und an dein Herz zu drücken hast:

Dann laß in deinem Trauerkleide
Dir eine stille Tröstung sein,
Daß ich, wie du, verlassen leide,
Daß ich, wie du, betrübt, allein.

4.

Für all die unendliche Liebe,
Für den großen, ewigen Schmerz,
Für all die unendlichen Thränen:
Ein kalt verschlossenes Herz!

Es ist ein vergeblich Wähnen,
Mein Dunkel erhellt kein Licht;
Und doch wollt' ich, daß es so bliebe! —
Ich löse das Räthsel nicht.

5.

Es malt der kalte December
Mir Blumen an's Fenster von Eis,
Sie schimmern wie Rosen im Mondlicht,
So trüb, so todt, so weiß.

Die eiskristallnen Blumen
Werden gar bald vergehn;
Mußten doch auch die Freuden
Des Frühlings so rasch verwehn.

6.

Trauerkunde: die Georginen
Sind in der Nacht erfroren!
O weine nur, du hast mit ihnen
Schon wieder viel verloren.

Knospen, die kaum dem Licht erblühten!
Das sollte mich nicht schmerzen?
Blumen, die gestern noch feurig glühten! —
Ich dacht' an Menschenherzen.

7.

Am Himmel rings kein freundlich Blau,
Nur Wolken, trüb und wild:
O Wintertag, so düster grau,
Bist meines Lebens Bild!

Die Sterne schimmern in goldner Pracht,
So fern und doch so mild:
O kalte, blitzende Winternacht,
Bist meiner Liebe Bild!

8.

Mit dem weißen Leichentuche,
Wie zum Todtenfest geschmückt,
Bis der Auferstehungsengel
Uns mit seinem Gruß beglückt.

Winter, sende deine Stürme,
Hemme des Gesandten Lauf!
Mit den neuen Blüthenknospen
Brechen alte Wunden auf.

9.

Das sind die stillen Pfade,
Wo ich oft mich sinnend verlor;
Und dort am grünen Gestade
Steigt stolz das Schloß empor.

Doch baut sich keine Brücke
Verbindend über den See;
So nah, so nah dem Glücke!
Und doch so weh, so weh!

10.

Warum der trüben Lieder
Wehmüthig Saitenspiel?
Dich mit uns Andern zu freuen,
O Freund, braucht's ja nicht viel.

Sie ziehen auf und nieder,
Die Wolken, in düsterm Grau;
Und könntet ihr sie zerstreuen,
Ertrüg' ich nicht das Blau.

11.

Das Jahr geht rasch zu Ende,
Wie ein Mensch, der schwach und alt;
Schon naht der eisige Winter —
Du siehst und sprichst so kalt.

Geht Liebe denn je zu Ende,
Und wird sie jemals alt?
Und werden mit dem Winter
Denn auch die Herzen kalt?

12.

Könnt' ich dich nur vergessen,
Dann wäre mir Armen wohl! —
Die Wellen am felsigen Ufer
Murmeln traurig und hohl.

Ach dürft' ich dir aus den Wellen
Zurufen ein Lebewohl! —
Könnt' ich dich nur vergessen,
Dann wäre mir Armen wohl!

13.

Ich möchte so recht aus voller Brust
Euch mein Dichterleben weihn,
Drum seh' ich oft mit stiller Lust
Tief in mein Herz hinein.

Dort aber sind' ich ein einzig Bild,
Das lächelnd vor mir steht;
Wohl wird die Seele weich und mild,
Doch die Lieder sind verweht.

14.

Leise spielen die Blüthen
Am duftenden Lindenbaum;
Draußen schimmert der Mondnacht
Silberner Wundertraum.

Mich grüßt ein Liebeserinnern,
So lenzmild, mondesklar,
An die fernen, seligen Tage,
Wo ich einst so glücklich war.

15.

Goldner Wein im Glase,
Oestliches Morgengold,
Viel Blumen im duftigen Grase,
Ein Antlitz lieb und hold. —

Becherklang in der Ferne,
Im Westen die Sonne verglüht,
Am Himmel keine Sterne:
Blumen und Liebe verblüht.

16.

Oft denk' ich, du sei'st gestorben
Und ich hier unten allein;
Dann wünsch' ich auch zu sterben,
Um dir vereint zu sein.

Doch du bist nicht gestorben,
Nur mein darfst du nicht sein:
So wünsch' ich immer zu sterben,
Was soll ich hier unten allein?

17.

Der Himmel will gewittern,
Schwül weht es durch das Thal;
Die armen Menschen zittern
Beim donnernden Wetterstral.

Und doch — um ihre Schläfen
Webt sich manch blumiger Traum;
Wenn mich die Blitze nur träfen,
Mich, den entblätterten Baum!

18.

Hier unten ist meines Bleibens nicht,
Muß hinauf den Felsensteg,
Und ist der sonnige Gipfel erreicht,
Geht wieder zu Thal mein Weg.

Wohin ich eile? — fern am Meer
Wartet ein Segel mein;
Dann bin ich auf weitem Ocean
Mit meinem Schmerz allein.

19.

Wie in den Stralen des Wasserfalles
Der Regenbogen steht;
Die Sonne geht unter, und Alles
Vergessen, verweht:

So gab es Zeiten, die glichen
Dem siebenfarbigen Schein;
Doch der Schimmer ist verblichen —
Dunkel! Allein!

20.

Es leuchtet der nächtliche Himmel
So still und feierlich;
Du schlummerst in ferner Heimath,
Ich bete zu Gott für dich.

Er mög' einen Traum dir senden,
Wie Engelslächeln, so mild,
In ihm, wenn auch in flüchtig
Verschwimmenden Farben, mein Bild.

21.

Wie sich der Wogen unendlich Heer
An deinem Gelände bricht!
Alle vorüber in's ewige Meer,
Aber du zitterst nicht!

Du lächelst, umzischt, umbraust, in Ruh
Ihrer ohnmächtigen Wuth; —
Wollt', ich wär' ein Fels wie du,
In der schäumenden Fluth!

22.

Nach eurer lauten Freude
Verlangt mich nimmermehr;
Sie scheint mir, wie der Reichthum,
Eine Last, wohl golden, doch schwer.

O schönere Last der Thränen,
Bei stillem Liebesschmerz!
Man sagt, ein solches Trauern,
Das geb' ein edles Herz.

23.

Wie zog's mich immer so mächtig hin,
So oft sie herunterschienen;
Ich erwache, wenn ich gestorben bin,
Vielleicht auf einem von ihnen.

Die Meisten sehn mich lächelnd an,
Nennen's ein thöricht Glauben;
Ich aber halte, halte daran,
Sie sollen mir's nicht rauben!

24.

Die Himmelskönigin lächelt
Zum letzten Mal;
Die Blumenkönigin neigt sich
Beim letzten Stral.

Und kannst du nicht, wie die Sonne,
Groß verglühn,
So darfst du doch, wie die Rose,
Still verblühn.

Die Sorge um fremdes Glück.

Novelle

von

Maria Lenzen
geb. di Sebregondi.

1.

Das Haus Nastetten und die dasselbe umgebenden prächtigen Gärten lagen an einem ungewöhnlich warmen, sonnigen Maitage in tiefer Mittagsruhe. Das junge Laub hing regungslos an Bäumen und Stauden, die Blüthen senkten die Köpfchen und die Gartenarbeiter schliefen im Schatten der Hecken und Lauben. Alle Vögel schwiegen und der Bach am Gartenrande murmelte so leise, als sei auch er im Begriffe in lautlosen Schlummer zu sinken. Auf den Schieferdächern des Herrenhauses, eines anstoßenden Wirthschaftsgebäudes und der gegenüberliegenden Orangerie brütete heißer Sonnenschein, und an dem Hauptgebäude, das mit massigen Giebeln und schlanken Essen hoch emporstrebte, waren alle Jalousien dicht geschlossen, sogar die, welche auf einen breiten, zwischen zwei vorspringenden Thürmchen angebrachten Balkon hinausgingen. Und doch hatten die Sonnenstrahlen den epheuumsponnenen Altan, der überdieß durch eine weit überhängende Marquise geschützt wurde, bereits länger als eine Stunde verlassen.

Ueber die alte Steinbrücke, welche den Garten mit einem jenseits des Baches liegenden Gehölze verband, kam ein leichter Schritt. Eine junge Dame in einem feinen Morgenanzuge, schlank, schön und dunkeläugig, mit prächtigen Farben und glänzend braunem Haar, betrat den Kiespfad, der auf das Haus zuführte, verließ ihn aber bald, um über den Rasen, und selbst hin und wieder über ein Blumenbeet, im Schutze der Zierpflanzen weiter zu gehen. Sie nahm dabei wenig Rücksicht darauf, ob sie im Schatten oder in der vollen Sonnenhitze wanderte, und es hatte allen Anschein, als wolle sie sich dem Herrenhause unbemerkt nähern.

Wenn dies ihre Absicht war, so erreichte sie dieselbe vollständig. Sie gelangte, ohne von einem menschlichen Auge gesehen zu werden, bis dicht an die südliche Wand der Orangerie, umging dieselbe und bog sich vorsichtig um die Ecke, um einen Blick auf das Wohngebäude zu gewinnen. Nur wenige Augenblicke hatte sie so lauschend gestanden, als eine der auf den Balkon führenden Fensterthüren sich öffnete, eine zierliche Mädchengestalt heraustrat und sich über das Geländer lehnend die Schlußworte des Heine'schen Liedes sang:

„Wenn du eine Rose schaust,
Sag' ich laß sie grüßen!"

„Grüßen — von Wem?" rief die hellklingende Stimme der schönen Brünette zu ihr hinauf: „Von dir? — Eine Rose von der andern?" — Und so scherzend stieg sie eilenden Schrittes die halb unter Blumen versteckten Stufen der Balkontreppe empor.

„Franziska!" rief die Sängerin im Tone freudiger Ueberraschung: „Liebe Franziska, sei tausendmal willkommen in Nastetten."

„Liebe, liebe Bertina," erwiederte die Angeredete mit gleicher Wärme und drückte einen Kuß auf die frischen Lippen ihrer Freundin, welche sie mit vollem Rechte mit einer Rose verglichen hatte, denn man konnte kaum etwas Lieblicheres und Blühenderes finden, als diese zarte Blondine: „Freust du dich, mich wieder zu haben?"

„O wie sehr! — Aber wie bist du denn hergekommen? Ich habe weder einen Wagen noch Pferdegetrappel gehört."

„Nun, Kleine, es giebt noch eine dritte Manier um von Heiligenberg nach Nastetten zu kommen: man geht auf eigenen Füßen."

„Zu Fuße kamst du? — In dieser Sonnenglut! — Wie bist du auch erhitzt! Aber hier ist es kühl, hier kannst du ausruhen."

Die Mädchen waren in den geräumigen, dämmerigen Salon getreten, dessen frische Atmosphäre durch einen leichten Resedaduft noch an Annehmlichkeit gewann, und nahmen nebeneinander in zwei tiefen Rohrsesseln Platz. Bertina berührte mitleidig Franziska's glühende Stirn.

„Ach was, Kind," sagte diese mit einem leichten Anflug von Ungeduld: „Mache doch kein Wesen von ein wenig Hitze; mein Teint ist ja doch nicht zu verderben. Sage mir lieber wie es dir geht und deinem guten Papa."

„Papa ist wohl, ganz wohl und ich — ich bin es auch."

„Ist das wahr? — Scheint es doch fast, als müßtest du dich besinnen, diese einfache Thatsache, die doch Niemand so genau wissen kann, wie du selbst, auszusprechen."

„Du darfst mir glauben, Franziska, ich bin ganz gesund."

„Gesund also? Mag sein. Deine Wangen sind nicht weniger blühend, als sie bei unserem Abschiede im vorigen Dezember waren; aber das beruhigt mich nicht ganz. Es kann

Einem, außer der Gesundheit, noch allerlei Anderes zur Zufriedenheit mangeln."

„Das ist nur zu wahr," sagte Bertina mit einem Ernste, der durchaus nicht zu ihrem frischen, rosigen Gesichtchen paßte.

Franziska richtete sich gespannt aus ihrer bequemen Stellung auf und fragte dringend: „Dir fehlt oder dich beunruhigt also Etwas? — Kannst du mir es nicht sagen, Bertina?"

„Ich kann es, Liebste, ja ich wünsche es zu thun; und dennoch — scheue ich es."

Franziska antwortete nicht; aber ihre klaren Augen hingen mit dem Ausdruck einer so sorglichen Theilnahme an den Zügen Bertina's, daß diese, ihre Hand ergreifend, fortfuhr:

„Ich will nicht kindisch sein, sondern dir vernünftig mittheilen, was mich drückt, damit du mir sagen kannst, ob ich wirklich Ursache habe, mich unglücklich zu fühlen, oder ob ich mich grundlos quäle."

„Das ist brav, Kleine. Was aber bedrückt dich?"

„Eine Dummheit, Franziska. Papa will mich verheirathen."

Franziska lachte. „Eine Dummheit nennst du das? — Es haben sich schon sehr kluge Leute mit Heirathstiften befaßt."

„Ja, wenn sie vernünftige Gründe dazu hatten."

„Bist du sicher, daß dein Vater nicht auch dergleichen für sein Projekt anzuführen vermöchte?"

„Ganz sicher. Die Argumente wenigstens, die Papa vorbringt, sind — sind" sie suchte offenbar nach einem Worte, welches ihre Ansicht über die Sache stark genug ausdrückte, ohne der schuldigen, kindlichen Ehrfurcht zu nahe zu treten und sagte endlich: „Sind nicht stichhaltig."

„Bitte, welche sind es denn, wenn ich sie wissen darf?"

„O, du darfst! — Erstens sagt Papa, mein Name spreche schon dafür, daß ich meinen Vetter heirathen sollte."

„Der dir bestimmte Bräutigam ist also dein Vetter? Nun da könnte dein Name allerdings etwas mit der in Aussicht genommenen Verbindung zu thun haben, wenn es sich z. B. darum handelte, die Güter Derer von Bitterstein in einer Hand zu vereinigen."

„Ach, um die Güter handelt es sich nicht und mein Vetter heißt nicht Bitterstein, sondern Kurt Weitmar."

„Kurt Weitmar? Dann freilich begreife ich nicht, wie dein Name mit dem seinigen zusammenhängt."

„Du würdest es auch nie errathen. Es ist auch nicht mein Familienname, von dem die Rede ist, sondern das Unheil besteht darin, daß ich Albertina heiße."

„Kleine, faselst du nicht?"

„Durchaus nicht; aber mein Papa f — d. h. mein Papa besteht darauf, es sei ein Fingerzeig der Vorsehung, daß der große Albertus, der erste Naturforscher von Bedeutung zur Zeit, als die Wissenschaft noch kaum anfing sich aus tiefem Dunkel zu erheben, mein Namenspatron sei. Du mußt nämlich wissen, daß mein Vetter Kurt einer von den verzweifelten Gelehrten ist, die die Wege unter den Sternen am Himmel besser kennen, wie die Straßen in ihrer Vaterstadt."

„Du scheinst keine große Vorliebe für die Gelehrten zu haben, Bertina."

„Wie wäre das auch möglich? — Ein Gelehrter ist ein, von einem fröhlichen jungen Mädchen so grundverschiedenes Wesen, daß man ihn ganz gern aus der Ferne in aller Ehrfurcht anstaunt, aber vor einer Berührung mit ihm eine natürliche Scheu empfindet."

Franziska schüttelte den hübschen Kopf und sah ernsthaft vor sich hin, während Bertina, schmollend wie ein verwöhntes Kind, neben ihr saß. Plötzlich schaute Franziska mit der lebhaften Bemerkung auf: „Daß der Albertus Magnus dein Schutzheiliger ist, kann aber doch unmöglich die einzige Ursache sein, wegen derer dein Vater dich mit deinem Vetter verheirathen will."

„O nein; es giebt vielleicht noch ein halb Dutzend andere, die ganz eben so gut sind."

Der Ton, in dem Bertina diese Worte sprach, klang ziemlich gereizt und stand in vollem Gegensatz zu ihrer gewöhnlichen, sanften Weise. Franziska blickte sie befremdet an und sagte: „Kind, du wirst bitter."

„Wundert dich das?" fragte Bertina: „Bedenke, daß meine ganze Zukunft auf dem Spiele steht."

„Dein Vetter mißfällt dir also sehr?"

„Natürlich thut er das. — Denkst du vielleicht, daß dir ein trocknes, schmächtiges Männchen mit einer Pergamenthaut, einer Brille vor den Augen und einer ewig zerstreuten Miene gefallen würde, in dessen Nähe du an keine Blume riechen darfst, ohne daß er dir sagt, wie sie vermöge ihrer Staubfäden zu klassifiziren sei, und vor dessen Ohren du dich wohl hüten magst, die Schönheit eines Thautropfens zu bewundern, wenn du nicht Lust hast sofort eine Vorlesung über Feuchtigkeitsmesser, Niederschlag in der Atmosphäre und was weiß ich für Unsinn zu hören."

„Bertina, sprichst du nicht jetzt selbst ein wenig Unsinn? — Wenn es deinem Vetter nur im Geringsten darum zu thun ist, deine Zuneigung zu gewinnen, kann er nicht so aufgetreten sein, wie du mir es schilderst."

Bertina öffnete ihre schönen, blauen Augen sehr erstaunt und fragte: „Denkst du denn, ich könnte ihn persönlich?"

Franziska sprang auf ihre Füße und schlug die Hände zusammen, während sie im Kampfe zwischen Lachen und Zürnen auf Bertina herniederblickte. „Was soll ich denn sonst denken, albernes Kind! — Also du sahst ihn nie? — Vielleicht nicht einmal ein Bild von ihm? — Und der Mann, den du so tief verabscheust, ist dir selbst noch eben so unbekannt, wie mir?"

„Nun — natürlich" —

„Nein, natürlich ist das nicht, und nach deinen Reden mußte ich das Gegentheil vermuthen. Doch es hilft zu Nichts, darüber zu streiten; sage mir lieber, weßhalb dein guter Vater dich mit diesem unglücklichen Gelehrten zu verheirathen wünscht."

„Weil er behauptet, wir würden vortrefflich zueinander passen, weil Kurt's Mutter die einzige Schwester meiner seligen Mamma war, weil ein Gelehrter eine sanfte, häusliche Frau haben müsse — als ob ich die geringste Lust hätte für ihn die besorgte Hausfrau zu spielen! — weil er viel Geld hat und ich einst viel Geld haben werde, und — schließlich — nun, wie gesagt — weil ich Bertina heiße."

„Nur der letzte Grund scheint mir, mit allem Respect vor deinem guten Papa sei es gesagt — etwas komisch; die übrigen sind jedoch so, daß ein Vater sie bei der Verheirathung seiner Tochter wohl berücksichtigen darf."

„Wenn du wüßtest, Franzis, wie unausstehlich du bist, wenn du dir ein so superkluges Ansehen gibst! Uebrigens ist

deine Weisheit so hinfällig, wie alle Gründe, die mein Papa vorbringt. Erstens will ich mich künftig nach meinem zweiten Taufnamen Friederike heißen." —

„Er klingt abscheulich."

„Thut nichts. — Zweitens will ich mich als junge Frau durchaus nicht in das düstere Haus eines Professors vergraben, sondern in die Welt gehen." —

„Das kannst du auch als Frau eines tüchtigen Gelehrten."

„Nein — denn ich will mich in Gesellschaft nicht durch meinen Mann blamiren lassen. — Und drittens bin ich für eine Bürgerliche vollkommen reich genug, um der Nothwendigkeit überhoben zu sein, bei der Wahl meines Gatten auf Geld zu sehen."

„Aber, Tinchen, was schwätzest du doch? — Für eine Bürgerliche? — Bist du nicht das Fräulein von Bitterstein zu Nastetten?"

„Darauf kömmt es nicht an. Meine Mutter hieß einfach Albertina Sooren und mein künftiger Mann soll Kurt Weitmar heißen; da ist nichts Adeliges dabei und du siehst, du bist unvorsichtig genug gewesen, dich in eine Intimität mit der Notüriere einzulassen."

So hell und herzlich lachte Franziska, daß es ihr kaum gelang, verständlich dazwischen zu stammeln: „Du bist einzig, Bertina! Unter den Gründen gegen deine Heirath zählst du diese Heirath selbst mit. — Du warst immer ein lieber kleiner Eigensinn, trotz deiner blauen Kinderaugen; aber zu solchen Sprüngen wie heut, hat dein Widerspruchsgeist dich doch noch nie veranlaßt."

Im Eifer der Unterhaltung hatten die jungen Damen das Geräusch eines ankommenden Wagens und einen Wechsel lebhafter Fragen und Antworten im Corridor draußen, überhört. Jetzt öffnete sich geräuschlos die mit demselben in Verbindung stehende Thüre; ein alter Diener trat ein und meldete: „Der Herr von Bitterstein schlafen noch und eben sind der Herr Doktor Weitmar angekommen und lassen anfragen, ob Sie sich dem gnädigen Fräulein vorstellen dürfen."

„Ach, Franziska, der Wolf in der Fabel," flüsterte Bertina kleinlaut: „Was soll ich thun?"

„Ihn annehmen, thörichtes Kind," erwiederte Franziska eben so leise, und der Bediente empfing demnach die Weisung den Herrn Vetter einzuführen.

So kurz die Zeit auch war, welche zwischen dem letzten Scherzworte Franziska's und dem Eintritte des Gelehrten in den Salon lag, so genügte sie doch, um beiden Mädchen die, zum Empfange des Fremden unerläßliche, ruhige Haltung wiederzugeben. Beide jedoch hätten sie beinahe wieder eingebüßt, als sie den Schützling des Herrn von Bitterstein erblickten, so verschieden war er von dem Bilde, welches Bertina sich selbst und ihrer Freundin von ihm entworfen hatte. Ein großer, kräftiger Mann stand vor ihnen mit voller, gebräunter Wange, einer prächtigen Stirn und wohlgeordnetem, dunkelblondem Haar und Bart. Und gleich der runzligen Pergamenthaut fehlte die Brille. — Franziska dachte, sie würde zersplittern unter dem Strahl dieses tiefen Auges — und statt der zerstreuten unsicheren Miene des abgeschlossenen Stubengelehrten zeigte Doktor Weitmar eine ruhige, weltmännische Haltung.

Franziska war nicht in der Lage, die Honneurs des Hauses machen zu können, und Bertina fühlte sich für den Augenblick zu befangen, um sich auf eine passende Anrede an den unverhofften Gast zu besinnen. Ehe aber die kleine, so entstehende Pause peinlich werden konnte, nahm er selbst das Wort. Er hatte während der stummen Begrüßung, die er mit den jungen Damen gewechselt hatte, beide ruhig forschend betrachtet und ohne sich zu irren die Tochter des Hauses, vielleicht an der Beschreibung, die ihr Vater ihm von ihr gemacht, vielleicht an der Befangenheit, die ihrem eigenthümlichen Verhältnisse zu ihm entsprach, erkannt. An sie wendete er sich mit den artigen Worten: „Ihr alter Diener hat es übernommen, mich bei Ihnen einzuführen, Cousine Bertina, und Sie müssen mir freundlich verzeihen, daß ich ihn dazu beredet habe. Einmal in Nastetten angekommen, konnte ich es nicht über mich gewinnen, wie ein Fremder einsam im Besuchzimmer zu harren, während ich es mir doch auch nicht gestatten mochte, den guten Onkel in seiner Mittagsruhe zu stören."

Trotz seiner Unähnlichkeit mit dem unvortheilhaften Bilde, welches Bertina sich von ihm entworfen hatte, war sie doch nicht geneigt, ihn günstig aufzunehmen, oder das, was er thun oder sagen mochte, wohlwollend zu beurtheilen. Sie erwiederte deßhalb mit markirter Kälte: „Sie verpflichten mich, Cousin, durch Ihre große Rücksicht für meinen Vater."

Er sah sie aufmerksam an, erwiederte aber nur durch die Bitte, ihn ihrer schönen Gesellschafterin vorzustellen. Bertina willfahrte mit möglichster Steifheit und betheiligte sich dann mit keinem Worte an dem kleinen Austausch artiger Redensarten, die ihr Cousin und ihre Freundin mit einander wechselten.

Was für seltsame Eigenschaften Bertina dem Gelehrten auch zuschreiben mochte, er war ebenso wenig zerstreut, als häßlich und unbeholfen. Der echte Sohn seiner Zeit nahm er den Standpunkt ein, den die Wissenschaft der Gegenwart nicht allein selbst behauptet, sondern auch ihren Jüngern anweist — er existirte gleich ihr nicht blos für, sondern auch mit der Welt, und wenn er sein Wissen und Können, sein eigenstes Selbst, ihr nutzbar machte, so entzog er sich auch nicht den Vortheilen, die sie ihm bieten, oder den Kämpfen, die sie ihm bereiten mochte. So hatte er sich auch nicht, wie Bertina annahm, von ihrem Vater bestimmen lassen, nach Nastetten zu kommen, um sich mit ihr verheirathen zu lassen, sondern das Project war von ihm selbst ausgegangen. Er hatte frühzeitig unliebsame Erfahrungen in Bezug auf die Frauen gemacht, ohne deßhalb seinen Glauben an weibliche Reinheit und Güte zu verlieren; aber er mißtraute seitdem seinem eigenen Urtheile in diesem Punkte. Dennoch hatte er die Idee, sich zu vermählen, nicht aufgegeben, und vor Kurzem von einer Forschungsreise, die beinahe das ganze amerikanische Festland umfaßte, zurückgekehrt, und entschlossen für jetzt einige Jahre in Europa zu bleiben, um seine geistigen Errungenschaften mit Muße zu sichten und zu ordnen, hielt er die Umstände für durchaus passend, sich einen eigenen Heerd zu gründen. Seine verstorbenen Eltern hatten ihm stets die frühverlorene, einzige Schwester seiner Mutter, die schöne Frau von Bitterstein, als ein Ideal weiblicher Güte und Sanftmuth geschildert; ihre Tochter war in der Ruhe des Landlebens und in dem liebenden Andenken an die Frühvollendete erzogen, und weil auch ihr Vater ein anerkannter Ehrenmann war, so schien es durchaus kein gewagter Schluß zu sein, daß Bertina von Bitterstein eine vortreffliche Gattin werden würde. Zwischen den beiden Männern, welche in

ihrer Liebe zu Bertina's heimgegangener Mutter einen Berührungspunkt hatten, kam es bald zum glücklichsten Einvernehmen. Sie begingen aber das Versehen, die Angelegenheit ohne irgend welchen weiblichen Rath ordnen zu wollen, und Bertina, die bei aller natürlichen Güte und Lenksamkeit doch auch den Eigensinn eines verwöhnten Kindes besaß, wurde durch die runde, rasche Weise, womit ihr Vater ihr die Sache vorstellte, sofort in eine Opposition hineingetrieben, an welche sie wahrscheinlich nie gedacht haben würde, hätte man sich den Anschein gegeben, Alles nur von ihrer Entscheidung abhängig zu machen.

Während Kurt heiter und lebhaft mit Franziska sprach, hatte Bertina, durchaus nicht mit dem Anschein übler Laune, sondern mit der gleichgültigsten Miene von der Welt, eine kleine Arbeit hervorgesucht. So oft Franziska sie in's Gespräch zu ziehen suchte, antwortete sie freundlich aber kurz; einige ähnliche Bemühungen ihres Vetters fanden aber eine so knappe Erwiederung, daß er sie rasch einstellte. Er zeigte sich aber nicht eingeschüchtert, sondern gab ganz ruhig seiner Unterhaltung mit Franziska eine Wendung, durch die Bertina sich im höchsten Grade geärgert fühlte, ohne daß sie gleichwohl das mindeste Recht gehabt hätte, sich über eine Beleidigung zu beklagen. Kurt fragte Fräulein von Kruft, ob sie seinen Oheim Bitterstein kenne, und als Franziska es bejahte, erkundigte er sich bei ihr mit dem liebevollsten Antheil nach dem Befinden, der Art und Weise, den Beschäftigungen und Lebensgewohnheiten des alten Herrn, als ob eine Tochter seines Onkels, die ja natürlich diese Fragen am Besten hätte beantworten können, gar nicht vorhanden wäre.

Hätte das noch lange so fortgedauert, so würde es Bertina schwer geworden sein, ihre gleichgültige Fassung zu bewahren. Zum Glück für sie wurde die Thüre rasch geöffnet, und ihr Vater, ein schöner, stattlicher Herr inmitten der Fünfziger, trat mit frohem Lächeln und den herzlichsten Willkommgrüßen auf den Neffen zu.

Noch aber hatte er sie nicht vollständig ausgesprochen, als er sich von seinem Neffen zu Franziska wandte. „Das ist fast zu viel der Freude auf einmal!“ rief er, sichtlich auf das Angenehmste überrascht: „Franziska — liebes Kind — wie froh bin ich, Sie nach so langer Zeit endlich wiederzusehen!“

Franziska bot ihm, seine Worte liebevoll erwiedernd, die blühende Wange; er berührte sie leicht mit den Lippen und legte mit dem Ausdruck herzlichen, väterlichen Wohlwollens seine Hand auf die dunklen Locken des Mädchens. Dann sagte er, zu seiner eigenen Tochter gewandt: „Nun, Tinchen, ist das ein glücklicher Tag? — Wie hast du geseufzt nach deiner Franzis! Und dieser schöne Maitag, der schon an sich ein Menschenherz erfreuen muß, bringt uns nun das liebe Kind zurück und führt auch den Vetter Kurt nach Nastetten.“

„Ja, es ist ein glücklicher Tag,“ erwiederte Bertina, ihren Arm in den ihrer Freundin legend: „und du selbst, Papa, kannst nicht wissen, wie glücklich mich Franziska's Hiersein macht. Aber da du nun hier bist, um den Herrn Vetter zu unterhalten, erlaube, daß ich draußen einige Anordnungen treffe. — Bitte, Franzis, willst du mir helfen?“

Sie ging und zog das Fräulein von Kruft mit sich fort. Ihr Vater sah ihr nach mit einer Miene, die man eben so treffend als wenig ehrerbietig durch das Wort „verblüfft“ hätte bezeichnen können. Aus den ernsten Augen Kurts aber blitzte ein Strahl so launiger Schelmerei, daß es nicht zu verkennen war, er durchschaute das etwas umgekehrte Verhältniß zwischen dem querköpfigen Töchterchen und dem gehorsamen Papa schon jetzt.

Nach kurzer Abwesenheit erschienen die jungen Damen wieder, und ihnen folgte auf dem Fuße ein so einladender Imbiß, daß der Gast sich gestehen mußte, daß der Haushalt des Herrn von Bitterstein, mochte es nun das Verdienst seiner Tochter sein oder nicht, ganz musterhaft geführt werden müsse. Auch erfüllte Bertina ihre Pflicht als Wirthin in anmuthiger, liebenswürdiger Weise und die kleine Tischgesellschaft befand sich wenigstens äußerlich, im besten Einvernehmen.

2.

Gegen fünf Uhr kam Franziska's Pony-Wagen, um sie nach Schloß Heiligenberg, wo sie im Sommer mit ihrem Bruder und mit dessen Frau, dem Baron und der Baronesse Kruft, lebte, abzuholen. Dort, wie in Nastetten, wurde um sechs Uhr dinirt, und in Heiligenberg trennte sich die Familie dann gewöhnlich nicht mehr, bis man sich in die Schlafzimmer zurückzog, wie auch in Nastetten Vater und Tochter die Abendstunden gemeinsam zu verleben pflegten.

Heut wich man in beiden Häusern von der gewohnten Regel ab. Als Frau von Kruft die Tafel aufhob, erklärte der Freiherr, er habe den ganzen Tag über seinen Schreibereien gesessen, und wolle deßhalb jetzt noch einen längeren Spaziergang unternehmen, und ehe die Damen einen Einwand erheben konnten, war er bereits im Vorsaal, um sich von einem Diener Hut und Handschuhe geben zu lassen.

Gleicherweise war in Nastetten der Hausherr kaum mit seinem Gaste und seiner Tochter aus dem Speisezimmer in den Salon zurückgekehrt, als Bertina die Balkontreppe hinunterschlüpfte und sich einen Augenblick bei den Gewächshäusern aufhielt, um dann mittelst der steinernen Brücke den Garten zu verlassen, und in den schattigen Wegen des Gehölzes auf und ab zu wandern.

Sie hatte hierbei keinen besonderen Zweck, sondern einfach die Absicht allein zu sein, weil eine innerliche Opposition gegen die bekannten Wünsche des Vaters und ihres Vetters ihr das Zusammensein mit Beiden verleidete. So schritt sie lässig unter den jungen Eichen und Birken hin, kaum wissend, ob sie unzufriedener mit sich selbst oder mit Anderen sei, und als sie endlich den äußeren Rand des Wäldchens erreichte, wo der Pfad in's freie Feld hinausführte, trat sie den Rückweg in durchaus nicht verbesserter Stimmung an.

Sie hatte die Mitte des Gehölzes noch nicht wieder erreicht, als sie hinter sich Schritte und eine bekannte Stimme vernahm: „Guten Abend, Fräulein von Bitterstein. Wie sehr Sie eilen! Sie machen es einem alten Freunde schwer, Sie einzuholen, und er möchte Sie doch gern am ersten Tage nach seiner Rückkehr in die Heimath begrüßen.“

Bei seinem ersten Worte schon hatte sie sich lebhaft umgewandt, um seine Anrede mit freundlichen Worten und einem herzlichen Händedrucke zu vergelten. Dann schritt sie heiter plaudernd neben dem Ankömmlinge her, denn sie stand auf

sehr gutem Fuße mit ihrem jetzigen Begleiter, Franziska's einzigem Bruder, obgleich sie es ihm noch nicht zu verzeihen vermochte, daß er vor drei Jahren seine Frau, eine geborene Comtesse Rütenbruch, geheirathet hatte. So sehr sie nämlich den Freiherrn von Krust schätzte und seine Schwester liebte, so sehr verabscheute sie die gezierte Fadheit und Oberflächlichkeit der Baronin und behauptete öfter als nöthig war, diese Fehler könnten durch ihren Rang und ihr nicht unbedeutendes Vermögen nicht entfernt aufgewogen werden.

Plötzlich, inmitten ihres leichten Geplauders über ihre gegenseitigen, kleinen Erlebnisse während der letzten Monate, wendete der Freiherr sich mit der lebhaften Frage an seine junge Begleiterin: „Hat Ihnen Franziska auch mitgetheilt, welche glänzenden Aussichten sich ihr eröffnet haben?"

„Glänzende Aussichten für Franziska?" fragte Bertina voll warmen Antheils: „In welcher Beziehung? — Aber nein; lassen Sie uns lieber nicht darüber reden, Baron Krust; es möchte Franziska unangenehm berühren, wenn Sie mir davon sprächen, denn sie selbst hat mir kein Wort darüber gesagt."

„Vielleicht fand sie keine Gelegenheit dazu. Wenn ich nicht irre, traf sie bei Ihnen einen Fremden."

„Jawohl; aber ich weiß doch nicht —"

„Wie," meinte der Baron lachend: „gibt es denn wirklich eine Frau, die sich gegen das Anhören einer Neuigkeit sträubt, noch dazu einer Neuigkeit, bei welcher von einer Verlobung die Rede ist?"

„Ich bitte Sie ernstlich, Baron Krust, greifen Sie nicht dem Vertrauen vor, das Franziska mir zur rechten Zeit schenken wird."

„Das will ich nicht. Gestatten Sie mir aber, Ihnen von meinen eigenen Ansichten und Wahrnehmungen zu sprechen; ich wünsche, sie Ihnen im Interesse meiner Schwester mitzutheilen. — Eine schöne Zukunft steht Franziska offen. Es hängt einzig von ihr selbst ab, sich ein beneidenswerthes Loos zu sichern; ich fürchte aber, sie verschließt ihre Augen eigensinnig gegen die ihr gebotenen, großen Vortheile, und das aus dem unvernünftigen Grunde, weil meine Frau und ich, die Nächsten die sie auf der Erde hat, nicht blind gegen das ihr winkende Glück sind."

„Ach so," versetzte Bertina nicht ohne Schärfe: „Sie wollen Franziska zu einer Heirath zwingen."

„Zwingen, Fräulein Bertina! Wie kommen Sie sofort zu einer so unhaltbaren Beschuldigung?" rief der Freiherr, auch ein wenig gereizt: „An Zwang ist kein Gedanke, könnte kein Gedanke sein, selbst wenn wir gewissenlos genug wären, ihn versuchen zu wollen. Das Testament meines seligen Vaters macht meine Schwester in Bezug auf die Wahl ihres künftigen Gatten vollkommen frei."

„Gott sei Dank!" sagte Bertina inbrünstig.

„Sie scheinen mich wirklich für einen Despoten zu halten," meinte Baron Krust, unwillkürlich über Bertina's sichtliche Erleichterung bei seiner Versicherung lächelnd: „Ich drückte mich jedoch nicht ganz richtig aus. Vollkommen frei ist Franziska in der Wahl ihres Lebensgefährten doch nicht. Wenn es ihr einfallen sollte sich mit einem Bürgerlichen zu vermählen, so büßt sie die Hälfte des für ihr Nadelgeld bestimmten Kapitals ein — fünfzehnhundert Thlr. jährlich."

„Weiter Nichts," sagte Bertina verächtlich.

„Weiter Nichts? — Sie haben großartige Ansichten über die Nichtigkeit irdischer Güter."

Bertina zuckte die Achseln und gab keine Antwort, als sei es nicht der Mühe werth auf einen so geringfügigen Gegenstand näher einzugehen. Der Baron nahm wieder das Wort.

„Der junge Freiherr von Gornhausen, der im vorigen Sommer, beim Tode seines Vaters, seine Stelle als Gesandtschafts-Sekretair in Florenz niederlegte, um die Verwaltung seiner Güter zu übernehmen, traf im letzten Winter mit uns in B. zusammen. Er schloß sich sehr an uns an, und wenn ich auch glaube, daß er eine aufrichtige Freundschaft für Rose und mich hegt, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß ihn besonders seine Zuneigung zu Franziska bewog, unser Haus allen anderen vorzuziehen."

„Das klingt beruhigend," bemerkte Bertina mit billigender Miene: „Man dürfte also hoffen, daß eine Verbindung unserer Franziska mit dem Baron Gornhausen von seiner Seite wenigstens keine bloße Convenienzheirath sein würde. — Aber sie — mißfällt er ihr?"

„Ich glaube das verneinen zu dürfen. Anfangs war ich sogar überzeugt, daß er einen günstigen Eindruck auf sie gemacht habe; seit sie aber bemerkte, daß Rose und ich uns für ihren jungen Verehrer interessiren, war sie sichtlich bemüht, ihn fern zu halten."

„Ganz natürlich."

„Natürlich nennen Sie das, Fräulein Bertina? Kindisch, unvernünftig ist es! — Wenn sie sieht, daß der Mann, der sie die Seinige zu nennen wünscht, sich bereits die Liebe und Achtung der Ihrigen erworben hat, so müßte das ihre Neigung zu ihm, ihr Vertrauen auf seinen Werth erhöhen, statt sie gegen ihn einzunehmen."

„Das ist durchaus nicht so gewiß, als Sie es hinstellen, Baron Krust. Franziska könnte auch Ihrem Urtheil und Ihren Beweggründen in Bezug auf Ihre Schätzung der Vorzüge ihres Bewerbers mißtrauen."

„Sie hat kein Recht, das zu thun. Ich habe ihr niemals Anlaß gegeben, an meiner Vorsicht, und noch weniger an meiner Liebe zu ihr zu zweifeln."

„Sie fürchtet vielleicht, daß in diesem Falle — Ihre Einsicht getrübt, Ihr Urtheil bestochen sei."

„Was wollen Sie damit sagen, gnädiges Fräulein?" fragte der Baron sich scharf zu seiner jungen Begleiterin wendend.

„Sie haben mich fast gezwungen, Herr Baron," erwiederte Bertina gemessen, „Ihre Confidenzen in Bezug auf Franziska und den Freiherrn von Gornhausen anzuhören; ich muß jetzt bitten, mir zu sagen, in welcher Absicht das geschah."

„In der Absicht, ja in der Hoffnung, daß Sie mir mit Ihrem Einflusse auf meine Schwester zu Hülfe kommen möchten, damit sie nicht aus purem Widerspruchsgeist ein Glück von sich stoße, wie es ihr schöner nicht geboten werden kann."

„Zuerst müssen Sie mir gestatten, Franziska gegen den Vorwurf grundlosen Eigensinnes zu vertheidigen; sollte ich damit einen Punkt berühren, dessen Erwähnung Ihnen indiskret erscheint, so bitte ich Sie im Voraus, mir zu verzeihen."

„Sprechen Sie ohne Rückhalt."

„Nun wohl. Ich weiß, daß Franziska Ihrer Klugheit

und Ihrer brüderlichen Liebe vertraut, fürchte aber, daß sie dieses Vertrauen nicht auf dritte Personen ausdehnt."

„Das heißt, sie mißtraut meiner Frau."

„Nicht genau. Sie beargwohnt in keinem Falle die Beweggründe der Baronin, fühlt aber wohl, daß es Wünsche, Interessen, Neigungen geben könnte, die der Frau von Kruft höher ständen, als das Glück Franziska's."

„Meine Schwester hat selbst keine große Zuneigung zu Rose, ich weiß das sehr wohl; deßhalb kann sie aber auch nicht verlangen, daß meine Frau sie mehr lieben soll, als sich selbst."

„Franziska erhebt keinen derartigen Anspruch; Sie aber, Herr Baron, dürfen auch nicht fordern, daß Ihre sehr gescheidte und sehr selbstständige Schwester sich von einer Frau leiten lasse, mit der sie keine gegenseitige Zuneigung, sondern nur ein kühles, verwandtschaftliches Band verbindet."

„Sie gehen sehr rund mit der Sprache heraus, mein gnädiges Fräulein."

„Ja, leider. Indeß, im Interesse unserer Franziska muß ich es thun, und Sie haben mir ja auch die Erlaubniß dazu ertheilt."

Eine Weile schritten Beide schweigend weiter, der Freiherr sichtlich verstimmt und Bertina in ernstes Nachdenken versunken. So erreichten sie die Brücke und Bertina lud ihren Begleiter ein, mit ihr in das Haus zu gehen, um ihren Vater und seinen Gast zu begrüßen. Er lehnte es ab und sagte halb bekümmert, halb gereizt: „Ich würde ein zu schlechter Gesellschafter sein, denn meine fehlgeschlagene Hoffnung auf Ihren Beistand verstimmt mich zu sehr."

„Habe ich Ihnen denselben denn verweigert? fragte Bertina halb lächelnd, halb ernst: „Wenn ich mich überzeugen könnte, daß Franziska's Glück durch ihre Vermählung mit dem Baron Gornhausen wirklich gesichert würde, sollten Sie eine treue Verbündete in mir finden."

„Das ist ein gutes Wort, Fräulein Tinchen. Ihr Urtheil über diese Angelegenheit aber sollen Sie sich selbst bilden. Gornhausen wird einige Wochen in Heiligenberg zubringen; Sie werden ihn kennen lernen, und ich bitte Sie aufrichtig, Ihr Gewicht nur dann zu seinen Gunsten in die Wagschale legen zu wollen, wenn Sie selbst Franziska's Glück durch eine Verbindung mit ihm für gesichert halten."

Bertina blieb für den Rest des Abends sehr still und nachdenklich. Kurt Weitmar kam auf den Gedanken, daß ihr Vater sie ganz unrichtig beurtheile; denn statt des kindlich heiteren Wesens, als welches er sie seinem Neffen geschildert hatte, sah er ein ernstes, grübelndes Mädchen vor sich, das sich sichtlich Zwang anthun mußte, um an der Unterhaltung Theil zu nehmen. Herr von Bitterstein dagegen glaubte, Bertina fühle sich befangen in der Gegenwart des ihr bestimmten Verlobten, und wollte darin ein gutes Vorzeichen für die Erfüllung seiner Wünsche erblicken. Bertina aber dachte ganz wenig an sich selbst, sondern befestigte den Vorsatz in ihrem Gemüthe, den Baron Gornhausen einer sorgfältigen und genauen Prüfung zu unterwerfen, und falls er sie bestehen sollte, seine Werbung um ihre Freundin nach Kräften zu unterstützen. „Denn Franziska, der liebe Hitzkopf, könnte den guten Mann verwerfen, blos weil ihre Schwägerin für ihn agitirt, und um eben dieser fatalen Schwägerin willen, wünsche ich je eher je lieber eine gute Partie für Franzis. — Es ist aber auch zu einfältig von diesem gewesenen Diplomaten, sich an der Schürze dieser stacheligen Rose festzuhalten."

Zur selben Zeit lag diese dornige Rose mit allen Zeichen der verdrießlichsten Langweile in einem Fauteuil ihres Wohnzimmers, vor sich auf dem Tische die losen Blätter eines prächtigen Gebetbuches, dessen vorgedruckte Randverzierungen und Initialen sie zu vergolden und zu bemalen angefangen hatte. Sie war aber noch nicht weit damit gekommen, als sie der hübschen Spielerei auch schon überdrüssig geworden war. Franziska stand am Fenster und sah still in den prächtigen Frühlingsabend hinaus. Plötzlich unterbrach ihre Schwägerin, in scharfem und zugleich gezogenem Tone sprechend, das Schweigen. „Du bist wohl in eine zärtliche Schwärmerei vertieft, Franziska. Sehnen wir uns jetzt nach dem Anbeter, den wir bisher verschmäht haben?"

„Nein, Rose," erwiederte die ruhige, klare Stimme Franziska's: „Ich dachte an den Doktor Weitmar, den ich heut in Nastetten kennen lernte. Es ist ein Prachtmensch, und ich wünsche innig, daß Bertina Zuneigung zu ihm fassen möge; denn ich bin überzeugt, daß es ihr zum größten Glücke gereichte, wenn sie dem Rathe ihres Vaters folgt, und die Frau des ausgezeichneten Gelehrten wird."

3.

Der junge Freiherr von Gornhausen war in Heiligenberg eingetroffen, und von seinem Wirthe in Nastetten eingeführt worden. Zwischen den, von Alters her befreundeten Bewohnern der beiden Nachbargüter hatte sich seitdem ein besonders reger Verkehr entwickelt. Jedes Haus hatte seinen Gast und suchte ihn mit allen Mitteln, die das Landleben bietet, zu unterhalten, und für die einzelnen Glieder des sich so bildenden, kleinen Kreises kam noch mancher Nebengrund hinzu, die gegenseitigen Besuche und gemeinschaftlichen Ausflüge in lebhaftem Gange zu erhalten. Frau von Kruft hatte wirklich zu wenig inneren Gehalt, um ohne äußere Anregung existiren zu können, ihr Gemahl war noch jung und lebenslustig genug, um jede heitere Gesellschaft der Einsamkeit vorzuziehen, und Herr von Bitterstein war stets vergnügt, wenn er muntere Gesichter um sich sah. Daß die vier jüngeren Mitglieder des ländlichen Cirkels, deren jedes ein persönliches Interesse für irgend Jemand oder irgend Etwas in seiner Umgebung hegte, der Geselligkeit am Allerwenigsten abhold waren, liegt auf der Hand.

Unter diesen vier jungen Leuten hatte sich bald ein anmuthiger Umgangs-Ton herausgebildet, ein leichter, geistvoller Ton; aber ganz harmlos war er nicht. Jeder von ihnen glaubte sich beobachtet und hatte gleichzeitig das Bewußtsein, daß er selbst auf Forschungen ausging. Jeder empfand, daß man sich bemühte sein Urtheil, seine Gefühle zu beeinflussen, und mußte sich nebenbei gestehen, daß er selbst eben so eifrig bestrebt sei, auf den Verstand und die Empfindungen eines Anderen einzuwirken.

Das Urtheil, welches Franziska sich über den, ihrer Freundin bestimmten Mann in den ersten Stunden nach seiner Ankunft in Nastetten gebildet hatte, gewann um so größere Festigkeit, je öfter sie ihn sah. Bertina blieb kalt und ab-

weisend gegen ihren Vetter, und wenn es ihr bei näherer Bekanntschaft mit ihm nicht möglich war, seine hervorragenden Talente, seine gesellschaftliche Bildung und seinen gediegenen Charakter gegen sich selbst oder gegen Andere abzuleugnen, so war sie jetzt noch weniger als früher geneigt, ihm zu verzeihen, daß er den Wunsch, sie zu seiner Frau zu machen, ihrem Vater anvertraut hatte, ohne es der Mühe werth zu halten, sich vorher ihrer Einwilligung zu versichern. „Das beweist, wie wenig eigenen Willen solch ein Gelehrter einer Frau zutraut, und wie gering der Grad von Selbstbestimmung ist, den er ihr bei den wichtigsten Entscheidungen über ihr eigenes Schicksal zugesteht. — Ich habe mich in einem Punkte über ihn getäuscht: ein bloßer Bücherwurm ist er nicht. Aber gerade weil er die Welt und die Menschen eben so gut kennt, wie ein geriebener Hofmann, verzeihe ich es ihm nicht, daß er mich, ganz als wolle er mir zeigen, welch' eine Unbedeutendheit in seinen Augen ein junges Mädchen ist, bloß als eine Sache behandelt."

Vergebens wendete Franziska gegen diese Auffassung ein, daß Kurt Weitmar so wenig, als Bertina's Vater jemals daran gedacht hätten, einen Zwang gegen sie auszuüben, daß Kurt's Verehrung gegen seine verstorbene Mutter und Herrn von Bittersteins Liebe zu seiner vielbetrauerten Frau in Beiden den Wunsch geweckt habe, sich einander zu nähern, und daß das Vertrauen ihres Vaters zu dem jungen Manne, der seine Tochter um ihrer verklärten Mutter willen, selbst ohne sie noch persönlich zu kennen, so hoch und werth halte, daß er sie zu seiner Lebensgefährtin zu machen wünsche, wohl gerechtfertigt sei. Bertina wollte keine Vernunft annehmen, und kehrte trotz aller Einwürfe immer zu ihrer ursprünglichen Behauptung zurück: „Man wolle sie schlimmer als ein Kind, man wolle sie wie ein willen- und urtheilsloses Geschöpf behandeln, und das werde sie sich nie und nimmermehr gefallen lassen!" —

Die schönsten Frühsommertage hatten bisher die verschiedenen Ausflüge der befreundeten Nachbaren begünstigt, und auf die Beständigkeit des Wetters bauend, hatte man ein größeres Unternehmen miteinander verabredet. Man war der niederländischen Grenze so nahe, daß man von Heiligenberg aus in Einem Tage einen Besuch in einem großen, holländischen Dorfe, das durch eine sehr hübsche Lage in der Nähe eines alten Edelsitzes ausgezeichnet war, abstatten, sich alles Bemerkenswerthe ansehen und dann noch zu einem späten Diner oder frühzeitigen Souper wieder zu Hause eintreffen konnte. Es war festgesetzt worden, daß Herr von Bitterstein und die Seinigen am Abend vor dem bestimmten Tage in Heiligenberg speisen und dort übernachten sollten, um am folgenden Morgen von dort aus zugleich mit ihren Freunden aufbrechen zu können. Die Baronin wollte mit Herrn von Bitterstein und seiner Tochter fahren, Franziska und die drei jüngeren Herren hatten dagegen beschlossen, den Weg nach Baalingen zu Pferde zurückzulegen.

Das gemeinschaftliche Diner in Heiligenberg am Abend vor der „holländischen Tour", wie Herr von Bitterstein den verabredeten Ausflug scherzend nannte, verlief in der munterstenWeise. Der alte Herr kannte die Niederlande ziemlich genau, und entwarf ein lebhaftes, und zuweilen die Heiterkeit seiner Zuhörer herausforderndes Bild von den Sitten und Lebensanschauungen des uns stammverwandten, und uns doch so wenig freundlich gesinnten Nachbarvolkes.

„Es ist mir unbegreiflich," meinte Baron Gornhausen, der, selbst wenig mit den Niederlanden bekannt, aufmerksam die Bemerkungen seiner Tischgenossen angehört hatte: „was diese Holländer so gegen uns aufbringt. Wir thun ihnen nichts zu Leide und sie haben auch für die Zukunft nichts von uns zu befürchten; und doch betrachten sie uns mit einem Argwohn, einem Uebelwollen, von denen es nicht weit bis zum ausgesprochenen Hasse ist."

„Diese Erscheinung hat ihren traurigen Grund in dem schlimmsten und der Vernunft am meisten widersprechenden Laster, mit dem die menschliche Natur zu kämpfen hat, im Neide," versetzte Kurt: „Zu einer Zeit als die inneren und äußeren Angelegenheiten des deutschen Volkes leider viel zu wünschen übrig ließen, nahm Holland eine geachtete Stellung in Europa ein; seine tapferen Seeleute verhalfen ihm zu kriegerischem Ruhm, seine Regierung war stark und freisinnig, innerhalb seiner Grenzen blühten Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe. Allmälig ist das einst so tüchtige Volk von seiner hohen Stufe herabgesunken, wie vor ihm andere Handelsvölker, die Genueser und Venetianer z. B.. Das Gleichniß vom Kamele und dem Nadelöhr gilt nicht bloß von einzelnen Menschen, sondern von ganzen Nationen. Mit zu großem Reichthum verbinden sich auch bei ihnen sehr leicht unersättliche Habgier und Erschlaffung; unter der ersteren ersticken die strengen Grundsätze und hohen Gesinnungen, welche die Grundlage wahrer Größe sind, und in der üppigen Umarmung der zweiten ersterben Ehrgeiz, Fleiß und Strebsamkeit, und, es kann nicht geleugnet werden, zuweilen auch die Liebe zur Wahrheit. Diesen Weg ist Holland gegangen, und ich fürchte, daß leider auch England ihn bereits eingeschlagen hat."

„Das hat aber doch nichts mit der Abneigung der Holländer gegen uns zu thun," bemerkte die Baronesse.

„Ich komme darauf, gnädige Frau. Während die Niederlande gesunken sind, weil sie ihre alten Tugenden verloren, haben wir Deutsche mannhaft gekämpft, uns dieselben anzueignen. Wir ringen unermüdlich nicht bloß um unsere Einigung, sondern auch um die Herstellung einer gesunden, constitutionellen Staatsform; wir sind sparsam, strebsam und unermüdlich fleißig; Handel und Industrie sind in erfreulicher Entwickelung begriffen, kein Zweig der Kunst oder Wissenschaft wird vernachlässigt, und an diesem segensreichen Fortschritte in allem Guten nimmt jeder tüchtige Mann in der ihm gebührenden Weise Theil. Dieses nicht abzuleugnende Erstarken unserer nationalen Größe und Kraft nun ist es, was den Holländer, der seine eigene sinken fühlt und sich doch nicht von der Vorstellung trennen will, uns weit überlegen zu sein, mit bösem Neid und ungerechtfertigtem Zorn gegen uns erfüllt."

„Das einfältige, kleine Volk!" sagte Bertina: „Ehe die Mynheers daran dächten, sich Anderen gleich zu stellen, sollten sie dafür sorgen, eine ordentliche Sprache zu haben."

„Aber, Cousinchen, die besitzen sie ja, und tüchtige Schriften, in allen Fächern der Wissenschaft sowohl, als auf jedem Felde der Dichtkunst."

„Da haben wir's!" rief Bertina mit einer Art triumphirenden Aergers, „eben greift mein galanter Vetter die Holländer an, und kaum stimme ich ihm bei, so vertheidigt er sie."

Sie behauptete das in so drolliger Weise, daß Alle lachten; Kurt nahm aber wieder das Wort:

„Ich wollte blos der Wahrheit die Ehre geben, Bertina. Warum auch sollten wir bei unseren Nachbaren nicht das Gute anerkennen, was sie wirklich besitzen? — Ihr Joest van den Vondel, ihr Bilderdyk, und, um einen neueren zu nennen, ihr Tollens haben ihre vaterländische Literatur mit wahren Schätzen bereichert."

„Ach, daß Sie Tollens nennen, kommt mir gerade zu Statten," lachte Bertina: „Wie fängt er doch sein berühmtes Epos, „de hollandsche natie," an? —

„Barst los, bezielt u, heilge snaaren!"

Daß er Saiten snaaren nennt ist schon schrecklich genug; aber dafür kann er nicht, es ist Schuld seiner Sprache. Daß er ihnen aber zuruft, sie sollten losbersten ist eine Geschmacklosigkeit, die ihm selbst zur Last fällt."

„Sie können nicht widersprechen, Doktor Weitmar," sagte Rudolph Cornhausen: „Diese Anrede des Barden an seine Saiten ist verfehlt."

„Gewiß ist sie das," bestätigte auch Franziska: „Sie müssen es zugeben, Herr Doktor."

„Sie stellen sich auch auf die Seite meiner Gegner, gnädiges Fräulein?" fragte Kurt mit größerem Ernst als der Gegenstand rechtfertigte.

„Nicht ganz," erwiederte Franziska: „Ich gestehe Ihnen zu, daß die Holländer Dichtwerke besitzen, die man mit dem Ausdruck klassisch bezeichnen darf. Lesen wir sie aber in der Ursprache, so können sie für uns nie zur richtigen Geltung gelangen, weil diese Sprache, am meisten wenn sie pathetisch sein will, unsere Lachlust unwiderstehlich reizt. Woran das liegt, weiß ich nicht."

„Vielleicht," meinte Baron Kruft, „thut es die Verwandtschaft der holländischen Sprache mit dem Plattdeutschen."

„Nein, das ist es nicht. In Fritz Reuters Werken kommen innig rührende und tief tragische Situationen vor, und keinen Moment stört die plattdeutsche Sprache, deren er sich bedient, ihre erschütternde Wirkung. Entweder die holländische Sprache ist an sich mangelhaft, oder die niederländischen Dichter verstehen nicht, sich richtig des Materials, mit dem sie arbeiten, zu bedienen."

„Ei, das verstehen sie wohl, Franzis," behauptete Bertina: „Besinne dich doch, wie beredt der hochgepriesene Idyllendichter „Vader Sluyter" die Freuden des Landlebens mitsammt dem Düngerhaufen vor seiner Thüre schildert:

„'t is sachter in de Slyk*) te treen,**)
Dann op en harden marmelsteen."

Und unter dem heiteren Lachen der ganzen Gesellschaft hob die Baronesse die Tafel auf.

4.

Schloß Heiligenberg war ein ziemlich anspruchsvolles Gebäude; es dehnte sich mit einem massenhaften Corps de Logis und mit breiten Flügeln auf einer leichten Anhöhe aus, deren ganze nächste Umgebung zu Parkanlagen benutzt worden war. Demgemäß enthielt der weite Bau manch schönes, geräumiges Gemach, und die Aussicht aus den Fenstern war nach allen Seiten hin wohlthuend für Auge und Gemüth.

In einem der hübschesten Zimmer des Schlosses, einem kleinen Salon, der zwei wohleingerichtete Schlafzimmer miteinander verband, befanden sich Bertina und Franziska. Letztere wollte diese Nacht nicht in ihrem eigenen Zimmer, sondern in der Nähe Bertina's schlafen, und beide Mädchen hatten sich ein besonderes Vergnügen von der stillen Stunde versprochen, welche sie vor Schlafengehen in ungestörter Unterhaltung zubringen würden.

Diese Stunde war gekommen, die Freundinnen waren allein in dem traulichen Raum und — sie zögerten Beide die kaum noch ungeduldig ersehnte Gelegenheit zu einem vertrauten Gespräche zu benutzen. Franziska lag auf einem Ecdivan, vor welchem auf dem runden Tische die Lampe stand, und blickte mit verschränkten Armen schweigend vor sich hin, und Bertina lehnte im offenen Fenster und schaute nach einer Gruppe alter Cypressen hinüber, die sich bei dem schwachen Lichte der Sommernacht beinah wie eine etwas unförmliche Pyramide ausnahm.

„Bertina," sagte Franziska endlich: „bitte schließe das Fenster und komme zu mir."

„Das Fenster schließen? — Es ist noch so sehr warm."

„Thue mir den Gefallen, Kind. Ich möchte gern ganz offen zu dir sprechen, und unter uns wohnt Baron Cornhausen."

„Er würde dich auch bei offenen Fenstern nicht verstehen; aber dein Wille geschehe. Was kannst du mir übrigens zu sagen haben, was dein Bräutigam nicht hören dürfte?"

„Bertina!" Zorn und Vorwurf klangen in dem kurzen Ausruf.

„Nun denn, dein bestimmter Bräutigam, wenn du das lieber hörst. Die Zeit wird indeß schon kommen, wo du keine Geheimnisse mehr vor ihm haben darfst."

„Sprich nicht solchen Unsinn, Tina. Du hättest dich längst schon überzeugen können, daß ich mir den süßen Herrn nicht von Rose werde aufdringen lassen."

„Ich habe mich von nichts Anderem überzeugt als von dem ungerechten Vorurtheil, welches du gegen den Feiherrn hegst."

„Du, Bertina, darfst Niemanden eines ungerechten Vorurtheils anklagen, du am Allerwenigsten."

„Weßhalb nicht? — Ich wüßte nicht, daß ich an größerer Befangenheit litte, als die Mehrzahl der Menschen."

„In Einem Punkte doch. Wie sehr bist du gegen deinen Vetter eingenommen, der nach dem allgemeinen Urtheile doch ein ausgezeichneter Mann ist."

Bertina verzog die rosigen Lippen und zuckte mit den Schultern, und Franziska fuhr in eben so liebevollem als ernstem Tone fort: „Darüber eben wünschte ich mit dir zu sprechen, Bertina. Seit manchem Tage beobachte ich nun mit ruhiger Aufmerksamkeit, ohne die geringste Voreingenommenheit für oder wider ihn, den Doktor Weitmar —"

„Ohne Voreingenommenheit?" fragte Bertina mit leichter Schelmerei: „bist du dessen so gewiß?"

„Völlig gewiß. Wie könnte es auch anders sein? Ich wußte ja nichts von ihm, bis du mir von ihm sprachst und hatte keinen Grund für oder gegen ihn Partei zu nehmen,

*) Jauche.
**) treten.

wohl aber alle Ursache, ihn um deinetwillen scharf zu beobachten."

„So ganz unantastbar möchte das Resultat deiner Characterforschung doch vielleicht nicht sein; mein Vetter könnte dich bestochen haben."

„Bertina, du schwätzest kindisches Zeug."

„Nicht doch, Franzis; ich weiß wohl, was ich sage und auch, was ich meine, und du würdest mich schon verstehen, wenn es dir nicht beliebte, meine Worte zu buchstäblich zu nehmen. Darüber wollen wir jedoch nicht weiter streiten; glaube du aber endlich meiner Versicherung, daß weder Gewalt noch Ueberredung mich jemals bewegen werden, meine Hand diesem — diesem Kurt zu reichen, der mich heirathen wollte, als er mich nicht kannte, ungefähr wie er sich in Egypten eine Mumie anschaffen würde, wenn irgend eine Autorität sie für echt erklärt hätte, und der, seit er mich kennt, nichts Besseres mit mir anzufangen weiß, als mir zu widersprechen und mich zu schulmeistern."

„Bertina, ist das nicht eine ungereimte Behauptung? — Ich bin überzeugt, daß Niemand außer dir das Benehmen des Doktors gegen dich so aufzufassen vermöchte."

„Es ist dennoch so. So z. B. heut während des Diners, was geschah? — Zuerst setzt er die Holländer herunter, daß die Hochmögenden das Bild, welches er von ihnen entwarf gewiß nicht als eine Schmeichelei betrachten werden, und als ich dann von dem Drolligsten, was sie an sich haben, von ihrer Sprache rede, fängt er an die zu loben und zu preisen. Es wunderte mich nur, daß er den Gysbrecht van Amstel von Bilderdyk — nebenbei gesagt ein langweiliges Machwerk — nicht über den Wallenstein oder den Tell unseres Schiller stellte."

„Du scheinst aber, trotz deines Abscheus gegen ihre Sprache, ziemlich gut mit der Literatur der Holländer bekannt zu sein."

„Ach, das ist das Resultat verzweifelter Langweile. Im Winter hat Papa zweimal wöchentlich seine Whistabende mit dem Pfarrer, dem Herrn von Straub und dem Doktor aus S.. — Womit soll ich diese langen Stunden ausfüllen, wenn nicht mit Lesen? — Wenn ich nun bisweilen kein anderes, mir zusagendes Buch hatte, machte ich mich über die alten Scharteken her, die Papa auf einer Auktion erstanden hat, und da waren nun diese Holländer vielfach vertreten."

Eine kurze Stille trat ein; dann hob Bertina in ungewöhnlich ernstem, liebevollem Tone wieder an:

„Ich kann nicht ruhig sein, Franziska, wenn ich nicht versuche, eine Pflicht der Freundschaft gegen dich zu erfüllen; darum bitte ich dich herzlich meinen wohlgemeinten Rath nicht zu verschmähen, wenn ich auch einige Jahre jünger als du, und überhaupt noch wenig erfahren bin."

Franziska zog das warmherzige, kleine Wesen nahe an sich und entgegnete: „Was möchtest du mir sagen, Kind? — Fürchte nicht, daß ich es mißverstehen, oder deine liebevolle Sorge um mich verkennen könnte."

„Ich danke dir. Und nun sage mir, warum willst du nicht den Wunsch deines Bruders erfüllen und deine Hand dem Freiherrn von Gornhausen geben?"

„Weißt du, Kind, daß besagter Freiherr von Gornhausen mich bis zur Stunde noch nicht um diese Zusage gebeten hat?"

„Natürlich nicht. Wie könnte er das wagen, so lange du ihn so kalt und abweisend behandelst!"

„Thue ich das, Tinchen? — Gehe ich etwa so mit ihm um, wie du mit deinem gelehrten Vetter? — Warum sollte denn das für mich unstatthaft sein, was du für dich selbst als ein Recht beanspruchst?"

„Die Sache zwischen dir und dem Freiherrn liegt doch anders als die zwischen mir und Kurt. Erstens ist es Herrn von Gornhausen nicht eingefallen, dich zu seiner Frau zu erwählen, bevor er dich persönlich kannte."

„Nein, das fiel ihm nicht ein; es war eben unmöglich, denn bevor er mich sah, wußte er nichts von meinem Dasein."

„Du mußt also zugeben, daß er keinen anderen Beweggrund um dich zu werben hatte, als persönliche Zuneigung."

„Ich gebe das durchaus nicht zu. Er fand einiges Gefallen an mir, das ist Alles, und er nahm sich nicht einmal die Mühe, mich näher kennen zu lernen, ehe er eine ernste Annäherung versuchte, sonst würde er nie und nimmer meine Schwägerin zu seiner Bundesgenossin gemacht haben."

„Daran war wahrscheinlich die Heftigkeit seiner Leidenschaft schuld, die ihm die nöthige Unbefangenheit raubte, um die richtigen Mittel zu wählen —"

„Bitte, Tinchen," unterbrach Franziska lachend die sehr ernst blickende Bertina: „halte ihm keine so lange Schutzrede; sie ist ohnehin verfehlt. — Die Heftigkeit seiner Leidenschaft! — Er mag warmer Empfindungen fähig sein, ja, ich bin überzeugt, er ist es, aber nicht für mich. Und weil ich das klar erkenne, ist mein Entschluß, niemals die Seinige zu werden, fester als je. Dein Fall ist aber ein ganz anderer, liebe Bertina. Dein Vetter —"

„Du hast mich nicht ausreden lassen, und kannst also auch nicht verlangen, daß ich dich geduldig über diesen verdrießlichen Gegenstand sprechen lasse," rief Bertina mit beinah verletzender Heftigkeit. Sie bereute sie jedoch schon, als sie noch kaum zum Ausbruche gekommen war, und Franziska's Hand nehmend, bat sie: „Sei mir nicht böse, Liebste. Es ist ja nie der Schatten eines Zwiespaltes zwischen uns aufgetaucht; laß es auch jetzt nicht geschehen. Diese — diese einfältigen Männer sind es ohnedies nicht werth, daß wir uns ihretwegen ereifern."

„Sei es denn!" sagte Franziska resignirt: „Lassen wir dieses Thema fallen, bei dem wir doch nicht zu einem vernünftigen Resultate kommen. Und weil wir morgen zeitig aufstehen müssen, wollen wir nun auch nicht länger aufbleiben. — Gute Nacht, Tinchen! Ich wollte, es besuchte dich ein Traum, der dich zu besserer Erkenntniß brächte, als ich es zu thun vermochte."

5.

Der Ritt und die Fahrt nach Baalingen war allen Theilnehmern daran ein wenig sauer geworden, denn der Weg dahin war beinahe ganz schattenlos und die Luft an diesem Morgen ungewöhnlich schwül. Das baalinger „Logement" hatte indeß, gleich den meisten ländlichen Gasthäusern in den Niederlanden, ein hohes, geräumiges Wirthszimmer mit weißen Wänden, dunkler Balkendecke und einem weiten Kamin; und außer diesen Merkmalen besaß die Stube noch zwei andere auszeichnende Eigenschaften, Kühle und Sauberkeit, die sie gleichfalls mit nahezu allen ähnlichen Gaststuben des Landes gemein hatte. Dazu erzeugten die niedergelassenen Vorhänge

im Verein mit der Fächerlinde vor den Fenstern eine halbe Dämmerung, welche einen äußerst wohlthuenden Gegensatz zu der grellen Sonnenhelle auf den staubigen Wegen draußen bildete.

Frau von Kruft hatte sich ganz „abatüe“ in dem altväterischen Lehnstuhle neben dem Kamin niedergelassen, während ihr Gemahl und Herr von Bitterstein sich in die Küche begeben hatten, um die nöthigen Verabredungen wegen eines Gabelfrühstücks mit der Wirthin zu treffen. Bertina und Baron Gornhausen bewunderten scherzend einige entsetzliche, colorirte Kupferstiche, welche an unendlich langen Kordeln an den Wänden hingen, und Kurt Weitmar saß still neben Franziska, welche gänzlich in der Betrachtung eines prachtvollen, alten Mahagonieschrankes und der barocken Formen der chinesischen Vasen, die von der Höhe desselben in bunten Farben herab schimmerten, verloren zu sein schien. Als sie nach kurzer Zeit ihre Blicke wieder in's Zimmer richtete, bemerkte sie, daß Gornhausen und Bertina ihre künstlerischen Forschungen beendet hatten. Der junge Mann war freundlich bemüht, die Baronesse zu unterhalten, und die kleine Bertina hatte sich neben der Dame niedergelassen und hörte so ruhig und bescheiden dem Gespräche derselben mit dem Freiherrn zu, als sei die angeborene Milde und Sanftmuth ihrer Natur plötzlich zur Herrschaft über die ihr anerzogenen, entgegengesetzten Eigenschaften, den Eigenwillen und die Ungeduld, gelangt. Franziska wunderte sich sehr darüber. Sie begriff nicht wie ihre, sonst so rasch und scharf urtheilende Freundin eine solche Nachsicht gegen die Liebedienerei des Freiherrn an den Tag legen könne, der Rose doch nur deshalb den Hof mache, damit sie ihm bei ihr, Franziska selbst, das Wort rede, und der entweder zu eitel oder zu einfältig sei, um es endlich zu fassen, daß seine Bewerbung um Franziska Kruft „verlorne Liebesmühe“ sei. Sie that Beiden Unrecht. Der junge Gornhausen erwartete und wünschte nichts mehr von der Fürsprache der Baronin; es war reine Gutherzigkeit, was ihn bewog, Frau von Kruft die aufmerksame Höflichkeit zu erweisen, welche er ihr, als der Dame, deren Gast er war, um so mehr zu schulden glaubte, wenn er bemerkte, daß es ihr an anderweitiger Unterhaltung fehle. Bertina hatte dies ganz richtig erkannt und schätzte das Benehmen des jungen Mannes um so aufrichtiger, als sie sich gestand, daß sie sich selbst der Baronesse Kruft gegenüber schwerlich eine solche Rücksicht würde auferlegt haben.

Die Herren von Kruft und von Bitterstein hatten ihre Küchenconferenz beendet und erschienen jetzt mit dem Vorschlage, einen Spaziergang durch den schönen Park des naheliegenden Edelsitzes zu machen, um dann später in Ruhe den bis dahin bereiteten Imbiß zu nehmen. Frau von Kruft hatte anfangs die größte Lust, sich dieser Anordnung zu widersetzen; als man ihr aber vorstellte, daß es besser sein würde, aus dem kühlen Zimmer als erhitzt von dem Spaziergange den Rückweg anzutreten, und daß die schattigen Alleen und die dichten Gehölze des Parkes so einladend herüberwinkten, gab sie nach und die ganze Gesellschaft brach in gutem Einvernehmen auf. Dasselbe sollte jedoch nicht von Dauer sein. Kurt Weitmar machte die Bemerkung, daß die Baumkultur in diesem Theile der Niederlande auf hoher Stufe stehe, und daß die holländischen Grundbesitzer überhaupt eine rühmenswerthe Pietät für schöne, alte Bäume besäßen. Prächtigere Eichen als dieser Park habe z. B. im ganzen Nordwesten Deutschlands nur der Park zu Brühl bei Köln, mit seinen herrlichen, malerischen Baumwiesen, aufzuweisen. Bertina nahm das sehr übel. Sie behauptete, daß, was ihr Vetter da vorgebracht habe, eine Verkleinerung des deutschen Vaterlandes sei, und daß Kurt, so sehr er in seiner Eigenschaft als Gelehrter ein Kosmopolit sein möge, doch unmöglich im Ernste die Baumpflanzungen der einfältigen Holländer über die seiner deutschen Landsleute stellen könne; im Gegentheil: er wisse so gut wie Jeder, daß die Eiche nicht umsonst die deutsche Eiche heiße, und er habe die ganze Behauptung bloß aufgestellt um sie, Bertina, zu ärgern, da er ihre Abneigung gegen die Mynheers kenne. Vergebens betheuerte Kurt, daß er einfach über eine Thatsache, die ihm aufgefallen sei, gesprochen habe; vergebens forderte Herr von Bitterstein mit größerem Unwillen als er sonst gegen sie zu zeigen pflegte, seine Tochter auf, kein ungereimtes Zeug zu schwätzen; und eben so nutzlos war es, daß Franziska sie in ihrer halb neckenden, halb liebkosenden Weise zu beschwichtigen strebte. Sie machte sich schmollend von Allen los und blieb in höchst unglücklicher Stimmung hinter den übrigen Spaziergängern zurück.

Anfangs ging sie absichtlich sehr langsam und als sie, mehr und mehr ihren unliebsamen Gedanken hingegeben, ihren Schritt unbewußt noch mehr verzögerte, brachte sie allmälig eine ziemliche Entfernung zwischen sich und ihre Gesellschaft. Sie bemerkte es erst, als sie sich plötzlich, aus einem langen Baumgange auf eine Lichtung heraustretend, ganz allein sah und selbst die Stimmen der ihr Vorausgeeilten nicht mehr vernahm. Im ersten Moment erschrak sie ein wenig; allein sie war nicht furchtsam und sagte sich bald, daß man, im Falle sie lange von den Uebrigen getrennt bleibe, sie vermissen und dann selbstverständlich aufsuchen werde. So setzte sie sich ruhig und trotzig auf eine Bank, welche im Schatten einer „dieser dummen holländischen Eichen“ stand und dachte weiter über das ihr widerfahrene Unrecht nach und über das, was sie ihr unglückliches Geschick nannte.

Es war sonderbar, daß, obgleich der Streit eigentlich zwischen ihr und ihrem Vetter bestand, sie doch den lebhaftesten Unwillen gegen ihre Freundin Franziska empfand. „Er würde sich nicht so viel gegen mich herausnehmen,“ meinte sie, „wäre er der Protektion Franziska's nicht sicher. — Sie meint es gut mit mir, darüber kann kein Zweifel bestehen; aber sie überschätzt ihre Einsicht, d. h. ihre Erfahrung, wenigstens in diesem Einen Punkte. Und weil sie im Uebrigen wirklich ein ausgezeichnetes Mädchen ist, legen sie Alle großes Gewicht auf ihr Urtheil; und da dies Urtheil so günstig für meinen unausstehlichen Vetter ist, hebt es ihn in Aller Augen, und ihn selbst macht es vollends übermüthig. Gewiß, sie meint es gut; aber es wäre viel besser, mich meiner eigenen Ansicht zu überlassen, als diese fortwährend zu Gunsten dieses langweiligen Kurt berichtigen zu wollen. — Und Franzis hat nicht das entfernteste Recht, mir etwa vorzuwerfen, ich sei wählerisch oder anspruchsvoll. Mit welcher Hartnäckigkeit verkennt nicht sie selbst die guten Eigenschaften des liebenswürdigen Gornhausen.“

Es ist zweifelhaft, wie lange Bertina noch bei den guten Eigenschaften des liebenswürdigen jungen Freiherrn verweilt haben würde, wenn sie nicht plötzlich sehr unsanft aus ihren

Gedanken aufgeschreckt worden wäre. Während ihrer halb schwermüthigen, halb zornigen Betrachtungen hatte die Luft sich allmälig verfinstert, und der schwülen Stille, welche lastend auf der Erde lag, war ein wilder Aufruhr in der Natur gefolgt. Der Sturm brauste durch die Baumkronen und sauste über die kleine Lichtung, um sofort die jenseitigen Parkbäume mit einer Gewalt zu erfassen, als wolle er sie brechen oder entwurzeln. Ganz beherrscht von ihren Kümmernissen, hatte die Einsame an ihrem geschützten Platze weder das zunehmende Dunkel noch die wachsende Heftigkeit des Windes wahrgenommen, noch auch das wiederholte, momentane Leuchten und das dumpfe Grollen des nahenden Gewitters bemerkt, als mit einem Male ein furchtbarer Blitz den wogenden, brausenden Wald wie mit tausend Flammen durchlohte, dem unverzüglich ein entsetzlich lauter, von grellem Knattern und Prasseln begleiteter Schlag folgte. Das arme Mädchen fuhr auf und blickte voll Angst und Verwirrung umher. Der Ausbruch des Wetters hatte sie gänzlich unvorbereitet überrascht, und obgleich sie nicht leicht zugänglich für die Furcht war, war sie doch jetzt so sehr von derselben ergriffen, daß sie nicht wußte, sollte sie bleiben oder fliehen, sollte sie allein den ziemlich weiten Rückweg zum Dorfe, oder sollte sie die Richtung einschlagen, welcher ihr Vater und seine Begleiter gefolgt waren.

Da bog eilend, athemlos, mit angstvoll suchendem Blick um eine Gruppe dichter Stauden ihr gegenüber der Mann, mit welchem ihre Gedanken sich so freundlich beschäftigt hatten, während sie allen ihren übrigen Freunden zürnte. Halb beruhigt, halb auf's Neue, aber diesmal freudig erschrocken, sank sie auf den Sitz, von welchem sie sich eben in banger Hast erhoben hatte, zurück, und im nächsten Augenblicke war er an ihrer Seite. „Theure Bertina — Gott sei Dank, daß ich Sie gefunden habe;" stieß er abgebrochen hervor: „Dies ist ein furchtbares Wetter und ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß Sie so allein und schutzlos seinen Unbilden Preis gegeben seien!"

„Ich danke Ihnen, Baron Gornhausen," erwiederte sie, bemüht sich zu fassen und einen heiteren Ton anzunehmen: „aber ich glaube, Sie nehmen die Sache zu ernst; denn wenn mir wirklich eine Gefahr drohte, würde Papa mich aufgesucht haben."

„Herr von Bitterstein war etwas unruhig um Ihretwillen, Frau von Kruft glaubte jedoch, Sie seien nach dem Gasthofe zurückgekehrt, und so wurde ein uns begegnender Gärtnerbursche dahin abgeschickt, um nachzusehen, ob diese Vermuthung zuträfe, wenn nicht, sollte er Sie mit Schirm und Regenmantel im Park aufsuchen."

„Und damit gab Papa sich zufrieden?" fragte Bertina, die heut eine Art von Genuß darin fand, sich überall für beleidigt oder vernachläßigt zu halten.

„Herr von Bitterstein beruhigte sich dabei, weil er zugeben mußte, daß der junge Mensch schneller gehen könne und auch die Wege besser kenne, als er."

„Papa ist ein vernünftiger Mann und Sie hätten seinem Beispiele folgen sollen, Baron Gornhausen. Dieser Knappe mit Mantel und Schirm wird ja nun wohl bald irgendwo auftauchen und ich hätte nichts dagegen gehabt, bis zu seinem Erscheinen ungestört meinen Gedanken nachhängen zu können."

„Mein gnädiges Fräulein," begann der Freiherr ein wenig verletzt; aber er konnte nicht ausreden, weil ein Blitz und ein Donnerschlag von ähnlicher Furchtbarkeit wie die ersten, welche Bertina so erschreckt hatten, ihn unterbrachen. Zugleich prasselte ein Regen hernieder, der auch eine zahme Phantasie an die geöffneten Schleusen des Himmels erinnern konnte, welche die Sündfluth verschuldeten.

Seine wieder lebhaft erregte Sorge um Bertina verwischte rasch das Gefühl der erlittenen Kränkung in dem Herzen des jungen Mannes, denn dies Herz war ihr so wahrhaft ergeben, daß er für sich selbst keine Rücksicht, keinen Gedanken hatte, wenn ihr Wohl in Frage stand. „Ach, Bertina!" rief er, ihren Arm fassend und sie unbewußt an sich ziehend: „Wenn ich Sie nur vor diesem entsetzlichen Wetter zu schützen vermöchte! Aber ich muß sogar so grausam sein, Sie der zweifelhaften Wohlthat zu berauben, die dies trügerische Blätterdach Ihnen zu verleihen scheint. Die Gefahr, in welche die Nähe der mächtigen Stämme Sie bringen könnte, ist zu groß, als daß wir sie selbst diesem unbarmherzigen Regen vorziehen dürften."

Sie lachte heiter und ließ sich von ihm in die Mitte der Lichtung führen, unbekümmert um die gewaltigen Wassergüsse, welche die Wolken fort und fort niedersandten. „Ein Landmädchen fürchtet sich nicht vor einem Gewitterschauer," scherzte sie: „und ein warmer Regen befördert das Wachsthum; und da ich nicht eben groß bin, muß es mich ja freuen, einem solchen ausgesetzt zu sein, Aber Sie, freilich —"

„Ich, Bertina?"

„Sie sind groß genug, um des Wachsens entrathen zu können, und deshalb bedauere ich, daß Sie sich diesem Wetter um meinetwillen ausgesetzt haben."

Er betheuerte warm, daß es unter allen Umständen ein Glück für ihn sei, in ihrer Nähe zu weilen, und sie horchte mit einer Mischung froher und ängstlicher Empfindungen, denen sich plötzlich ein halb triumphirender, halb reuiger Gedanke an Franziska beigesellte, auf seine Worte, als ein neuer Wetterschlag von so unerhörter Heftigkeit erfolgte, daß es schien, als ob die stattlichen Bäume des Parks wankten und ein Erdbeben den Boden erschüttere. Unwillkürlich drückte Bertina ihr erschrockenes Gesicht an die Schulter ihres Führers, und er schlang mit dem liebenden Verlangen, den Schutz zu gewähren, den sie bei ihm zu suchen schien, den Arm um sie, und legte, sich zärtlich über sie beugend, seine Wange an ihr weiches Haar. Sie zitterte und versuchte sich los zu machen, aber der Klang seiner Stimme, die sich sanft und schmeichelnd in ihr Ohr stahl, beruhigte sie wieder. „Nun lasse ich dich nicht mehr, Bertina," flüsterte er: „Du bist mein für ewig. Der Himmel selbst hat dich an mein Herz gelegt, und seine mächtige Stimme hat dich unter den Schutz meiner Liebe gestellt."

6.

Als Bertina sich, nach ihrem kleinen Streit mit Doktor Weitmar von der Gesellschaft getrennt hatte, hatte Gornhausen sich dem Baron Kruft zugesellt, während Herr von Bitterstein die Baronesse mit altväterlicher Höflichkeit am Arme führte. Sie klagte sehr über die Wärme des Tages, dem sie eine nervöse Ermüdung verdanke, und wo sie unter den Bäumen einen Sitz entdeckte, da bestand sie darauf, sich für kurze Zeit aus-

zuruhen. Ihr Gemahl war ein großer Freund schöner Bäume, und blieb nach wenigen Schritten immer wieder stehen, um hier einen stattlichen Stamm, dort eine majestätische Krone zu bewundern, und so kam man begreiflich nur langsam von der Stelle. Franziska und ihr Begleiter Kurt, die an der Spitze des kleinen Zuges schritten, hatten, in ein anziehendes Gespräch vertieft, nicht auf die zögernde Fortbewegung der ihnen Folgenden geachtet, und waren allmälig, ohne daß diese, oder sie selbst es bemerkt hatten, ihren Freunden weit voraus, und endlich sogar außer Gesicht gekommen.

Kurt rechtfertigte heut wirklich die Voraussetzung, welche Bertina über ihn gehegt hatte, als sie am Tage seiner Ankunft ihrer Freundin ein Bild von ihrem gelehrten Vetter entwarf: er unterhielt seine schöne Gesellschafterin mit Schilderungen ferner Länder und Völker, die er aus seinen Reiseerinnerungen schöpfte, ja er sprach ihr sogar von seinen mühevollen Forschungen, und von den lohnenden Resultaten, durch die sie ihm bereits vergolten worden seien. Es fiel seiner aufmerksamen Zuhörerin nicht im Entferntesten ein, ihn deßhalb trocken oder pedantisch zu finden. Sie nahm mit freudigem Antheil die fremdartigen Bilder, welche er in lebhaften Farben vor ihr entrollte, in ihrer Seele auf, und suchte mit ernstem Eifer seinem Gedankengange auch dann zu folgen, wenn es ihr schwer wurde, ihn zu verstehen.

Wie Bertina durch ihr einsames Nachsinnen, so wurden Franziska und Kurt durch ihre anregende Unterhaltung von der Achtsamkeit auf die Außenwelt abgelenkt, und auch sie überraschte der losbrechende Gewittersturm urplötzlich in tiefer Waldeinsamkeit.

Als Blitz und Schlag sich folgten mit einer Schnelligkeit, daß kaum eines Athemzuges Dauer zwischen beiden lag, blickte Franziska unerschrocken zum Himmel auf und sagte tiefathmend: „Ach, das Gewitter! Nun wird die drückende Spannung in der Luft bald einer erquickenden Frische weichen, und unser Heimritt wird köstlich sein.“

Kurt schaute sie sinnend an. „Mit solcher Ruhe sah ich noch nie eine Dame ein ausbrechendes Gewitter begrüßen,“ meinte er: „aber ich fürchte, Ihr Gedanke, in der erfrischten Luft den Heimritt zu machen, wird sich nicht verwirklichen lassen. Diesem Wetter könnte ein Abendregen folgen.“

„Und Sie glauben, ich würde mich dadurch vom Reiten abhalten lassen?“ fragte Franziska lächelnd: „Darin irren Sie. Ich bin von Kindheit an mit besonderer Vorliebe für das Erquickende, welches darin liegt, bei starken Regengüssen im Freien zu sein, während derselben ausgegangen und ausgeritten. Ich bin eine so eifrige und treue Verehrerin der Natur, daß ich sie nicht blos in allen ihren Erscheinungen liebe, sondern diese auch — wenn ich mich so ausdrücken darf — gern mit ihr durchlebe. Ach — wie wunderbar schön — wie herrlich!“

Es war der zweite starke Wetterschlag, der dem jungen Mädchen diesen Ausruf des Entzückens entlockte. Weitmar blickte sie voll warmer Bewunderung an und sagte unwillkürlich: „Welch eine Gefährtin würden Sie für einen Wanderer auf einsamen, gefahrvollen Wegen sein können! — Sie würden für den Forschenden, den Ringenden Alles sein, was ihm das Weib seines Herzens zu dem köstlichsten Schatze machen würde — sein Halt in der Gefahr, seine Stütze bei Leiden und Sorgen, sein Trost beim Mißlingen und sein beglückender Lohn wenn der Erfolg sein Streben krönt.“

Franziska blickte ihn aus ihren dunkelklaren Augen traurig an und fragte mit vorwurfsvollem Ernste: „Warum sagen Sie mir das?“ — Er wollte erregt antworten, als ihm der dritte, der furchtbar zündende Wetterstrahl das Wort von den Lippen nahm. Nicht hundert Schritte von ihnen entfernt war der Stamm einer mächtigen Eiche gespalten und unter furchtbarem Donnern und Knattern lohte der Baum in zuckenden Flammen auf, die gleich darauf der plötzlich niederprasselnde Regen löschte. Franziska war für einen Moment erblaßt; aber sie begleitete mit achtsamem, bewunderndem Blicke die rasch sich folgenden Phasen des majestätischen Schauspieles und sagte dann: „Schade um den schönen Baum; aber es war ein anziehendes Ereigniß.“

„Und Sie zittern nicht? Sie sind nicht erschrocken?“ fragte Kurt, der sie besorgt an sich gezogen hatte, sie bescheiden wieder frei lassend.

„Einen Augenblick war ich es allerdings; aber im nächsten wußte ich ja, daß die Gefahr vorüber war. Ueberdies ist mir eben jetzt ein lange gehegter Wunsch — einmal die volle Wirkung eines Gewitters beobachten zu können — in Erfüllung gegangen.“

„Franziska!“ sagte Kurt leise, und sie blickte verwundert zu ihm auf; denn seine Stimme bebte, als koste es ihm Mühe, das kleine Wort zu bilden: und als sie nun in sein glänzendes Auge sah, dachte sie, es berge einen Strahl, mächtig gleich dem des Blitzes, denn sie mußte das ihre davor senken: „Sie fragten mich, warum ich Ihnen gesagt habe, welch' ein herrliches Weib Sie für den strebenden Forscher, für den angestrengt Ringenden, sein würden? — Ich that es, weil ich entschlossen bin Alles, Alles daran zu setzen, um Sie mir zu erkämpfen.“

Wieder traf ihn ihr trauriger, vorwurfsvoller Blick und sie sagte bekümmert: „O, hätten Sie nicht so zu mir gesprochen! Ich hätte mir so gern ein fleckenloses Bild von Ihnen bewahrt; aber daß Sie, Bertina's Verlobter —“

„Franziska — ist das Ihr einziges Bedenken? — Ich werde niemals der Gemahl Ihrer kleinen Freundin werden, die mich verabscheut, und mit der ich wirklich nur um Ihretwillen Geduld hatte. — Wenn Sie aber um eines treuen, festen Herzens willen dem Vorrechte Ihrer Geburt entsagen, und die Gefährtin eines Mannes werden wollen, der Sie über Alles liebt, so dürfen Sie getrost seiner Zusage vertrauen, daß seine Dankbarkeit gegen Sie selbst seiner großen Liebe gleichkommen wird.“

Als er sie nun umschlang und in ihr leuchtendes Auge, ihr beredtes Antlitz blickte, forderte er keine andere Antwort von ihr, sondern fühlte sich berechtigt, sich die süßeste von ihren schönen Lippen zu nehmen.

Herr von Bitterstein wagte es nie lange, einen anderen Willen zu haben, als sein schönes Töchterchen, und so wurde es dem Baron Gornhausen nicht schwer, das Jawort seines künftigen Schwiegervaters zu erhalten. Franziska war so vollkommen frei in der Wahl ihres Gatten, daß ihr Bruder es klüglich vermied, irgend einen Einwand gegen die Verlobung

seiner Schwester zu erheben. Was die Baronin von Kruft betrifft, so blieb es ungewiß, ob sie sich so leicht in die Aussicht fand, einen bürgerlichen Gelehrten in ihre Verwandtschaft aufzunehmen, weil Franziska ihr scherzend versprach, sie werde als Kurt Weitmar's Frau ihre Gastfreundschaft nicht eher in Anspruch nehmen, bis ihr Gatte wenigstens eben so berühmt sei, wie die Herren von Schlagintweit, oder weil ihr durch Franziska's „Mesalliance" eine nicht unbedeutende Vermehrung ihres Einkommens zufiel. Das wenigstens ist gewiß, daß aus dem Imbiß im baalinger Logement ein heiteres Doppel-Verlobungsfest wurde, und daß Franziska und Bertina sich gegenseitig gestanden, wie Jede von ihnen ihren Verlobten zuerst dadurch lieb gewonnen habe, daß sie seine Vorzüge zum Nutzen ihrer Freundin in das vortheilhafteste Licht zu setzen suchte.

Sureth.

Eine Erinnerung aus dem Orient

von

C. A. Dempwolff.

I.

„O Gott!" rief eine klagende Stimme unter mir und weckte mich aus dumpfen, wüsten Träumen. Verwundert starrte ich um mich herum, ich lag in einer Art Schieblade, unmittelbar über mir eine gerippte Holzdecke, an der ich mir unfehlbar den Kopf einstoßen mußte, wenn ich mich aufrichtete — wie war das Alles so fremdartig! Brauchte ich doch wirklich einige Minuten, um mich zu erinnern, daß ich gestern Abend bei Sturm und Unwetter in Varna den Lloyddampfer Stadion bestiegen, daß ich sofort seekrank geworden war und daß wir, da der helle Tag in unsere niedrige Kabine schien, nothwendigerweise bald den Weg über das schwarze Meer zurückgelegt haben und in Konstantinopel ankommen mußten. Ich fühlte mich sehr elend, zerschlagen, todesmatt in allen Gliedern, dumpf, stumpf und gleichgültig gegen Alles. Nur ein Bedürfniß regte sich mächtig in mir, das Bedürfniß nach frischer Luft; — das was wir athmen mußten, Luft konnte man es nicht so recht nennen, war entsetzlich. In der Höhe meines Kopfes befand sich ein Loch, durch welches die Kabine Licht und frische Luft erhalten sollte, ich brauchte es nur zu öffnen und ein Strom von reiner, herrlicher Seeluft mußte hereindringen. Ach wie stellte ich mir diese Luft so köstlich vor, welche Seligkeit sich mit dem heißen Kopfe an das Fenster zu legen und die Morgenluft einzuschlürfen, ich wußte, ich würde gesund werden durch einige Züge dieser frischen Luft und dennoch regte sich keine Muskel an meinem Körper, um die verhältnißmäßig kleine Arbeit des Fensteröffnens zu vollbringen. So lähmte diese scheußliche Krankheit jegliche Energie, jegliches Wollen.

„Wenn uns doch der Teufel alle miteinander holen wollte," tönte es wieder dumpf herauf aus dem untern Stockwerke und dann folgten jene entsetzlichen Laute, die keiner menschlichen Sprache angehören und nur der Cholera und der Seekrankheit eigen sind.

Das gab mir doch meine Willenskraft wieder, ich raffte mich auf und begann das kleine runde Fenster loszuschrauben. Von der kaum nennenswerthen Kraftanstrengung zitterten mir zwar alle Glieder und der Schweiß perlte in hellen Tropfen auf meiner Stirne, aber ich ließ nicht eher nach, bis ich die Aufgabe vollbracht hatte.

O Wonne, jetzt strömte die frische Luft herein und der erste Athemzug vertrieb das Gefühl, meinem Reisegenossen nachahmen und in unartikulirten Lauten reden zu müssen. Die milde, weiche Luft trocknete den Angstschweiß von meiner Stirne und ließ mich bald in ein wohlthätiges Schlafwachen versinken. Da, klatsch, klatsch, sendete das schwarze Meer plötzlich einen Morgengruß in unsere Kabine, meine Bettschieblade überschwemmend und meinem Reisegefährten unten parterre sogar noch eine reichliche Taufe zukommen lassend.

„Das ist doch niederträchtig," schallte es von unten herauf, „was zum Teufel machen Sie denn da oben?"

Ich konnte schon lachen über das kränkende Mißverständniß und tröstete: „Es ist nur eine lebhafte Welle des schwarzen Meeres, die sich bei uns hat umsehen wollen. Die Taufe hat mich wesentlich erfrischt."

Dann öffnete sich der Vorhang unserer Kabine und ein Herr trat in den Thürrahmen, bebte aber mit einem sehr lebhaft ausgesprochenen: „Puh" wieder zurück. Dann erschien er nochmals: „Stehen Sie doch auf, meine Herren, wir fahren jetzt bald in den Bosporus ein und Sie versäumen hier in Ihrer Pesthöhle das großartigste Schauspiel."

Ich bin wirklich ein ziemlich friedfertiger Charakter und wenig zu Excessen geneigt, aber diesen geehrten Herrn — beiläufig bemerkt, ein Juwelenhändler aus Konstantinopel, ein liebenswürdiger, gebildeter Mensch, dem ich für manche mir später geleistete Gefälligkeit zu großem Danke verpflichtet bin — hätte ich damals mit kaltem Blute niederschlagen können. Man denke doch, wir liegen so jammervoll elend da, daß wir hätten am liebsten sterben mögen, kaum fähig ein Glied zu rühren, und der steht in der Thür in frischester Toilette, von Wohlsein strahlend, die Bewegungen des Schiffes behaglich mitmachend und über unser Elend lachend. Und bei alledem

hatte das Scheusal noch eine Cigarre im Munde, die ihm ausgezeichnet zu schmecken schien. Es war zum Tollwerden und mich überfiel eine kalte, ingrimmige Wuth, wie ich sie niemals gehabt hatte. Ich antwortete denn auch gar nichts und biß nur die Zähne aufeinander. Der Geheimrath murmelte Etwas, was klang, wie „Gehen Sie zum Teufel“ und dann „lassen Sie einen alten Mann, der Ihnen nichts gethan hat, ruhig sterben.“

Aber der Brave ließ nicht nach und fügte zu den Worten die That, er half mir, als ich endlich alle meine Energie zusammenraffte und den Entschluß aufzustehen einmal gefaßt hatte, auch zur Ausführung desselben. Mit seiner Beihülfe brachte ich es wirklich fertig aus meiner Schieblade mich zu erheben, über den dumpfächzenden Geheimrath wegzusteigen und, ohne mir die Gliedmaßen zu zerbrechen, die äußere Cajüte zu erreichen. Hier commandirte er einen Stewart, der mir Waschwasser brachte und dann, nachdem ich mich einigermaßen menschlich gemacht hatte, schleppte er mich mit Aufbietung aller seiner Kräfte nach oben, holte sich dort noch einen seefesten Freund und ging dann an die noch schwerere Arbeit, den Geheimrath heraufzubringen.

Ich war durch die mühsame und schwindliche Tour die Treppe hinauf so erschöpft, daß ich fast ohnmächtig in einen der bequemen Cajütensessel gefallen war, die frische Luft brachte mich aber bald wieder zu mir selbst und als ich die Augen aufschlug, da war meine Krankheit vergessen wie ein wüster, böser Traum, ob all' der Herrlichkeit, die da ausgebreitet vor mir lag. Ich saß nach rückwärts und sah nach Nordwest, von wo wir gekommen. Rings dehnte sich die weite Unendlichkeit vor mir, kein Land war zu sehen, nur blauer Himmel und blaues Meer. Der Weg, den unser stolzes Schiff genommen, zeichnete sich wie eine gerade, unendlich lange Straße durch zwei riesige Schaumstreifen, die wie Silber auf dem tiefblauen Meere glänzten, ab und ob die Wogen auch noch so hoch gingen von dem Sturm, den wir die Nacht bestanden und der unsere Fahrt um fast sechs Stunden verzögerte, die Schaumstreifen glänzten und gleißten weit hinaus bis dahin wo Himmel und Meer sich vermählten. Wenn auch auf der weiten Fläche kein Schiff zu sehen war, dennoch regte sich lebendigstes Leben im Meere. Hinter uns, unmittelbar in unserem Kielwasser tummelte sich eine Heerde Delphine. Es war das erste Mal, daß ich die munteren, übermüthigen Gesellen sah, die ein so seltsamer Drang antreibt im wilden Meer tagelang die Schiffe zu begleiten. Sie halten gleichen Schritt mit dem geschwindesten Dampfer, mit dem vor dem Sturme daher fliegenden Schnellsegler. Unmittelbar hinter den Rädern, im schäumenden Kielwasser fühlen sie sich am wohlsten, da treiben sie am liebsten ihr tolles Spiel, da springen sie über einander noch weg mitten im raschesten Schwimmen, da kugeln und wälzen sie sich herum so recht wie losgelassene Schulbuben im Frühling.

Und wie ward mir erst, als ich mich umkehrte und dem Wind entgegen das Ziel sah, dem unser stolzes Schiff zueilte. Starres, graues Gebirge aus dem tiefblauen Wasser heraufwachsend, umschäumt von einer furchtbaren Brandung, die jetzt noch freilich sich nur als ein weißer Streifen aus der großen Entfernung zeigte; Schiffe in Menge, mit uns dem gleichen Ziele zusteuernd, — eine neue Welt, die Welt des Südens, die mir endlich doch einmal aufgehen sollte.

„Das ist der Rumeli Fener Kalessi und da weiter links der Anadolu Fener, der schon auf asiatischem Boden steht, zwischen beiden fluthet der Bosporus, den wir jetzt noch nicht sehen. Gleich beim europäischen Leuchtthurm sind die Symplejaden, die jetzt eben so gut ihre Geschäfte eingestellt haben, wie Scylla und Charybdis. Immerhin ist da aber, namentlich bei Nordwind, eine Brandung, die auch heute noch den Küstenfahrzeugen sehr bedenklich werden kann. Unser Dampfer schert sich aber den Teufel darum. Nun, hatte ich Recht, Sie aus Ihrem Elend da unten loszureißen?“

Es war der wackere Juwelenhändler, der so sprach, und den braven Mann hatte ich niederschlagen wollen!

„Wo haben Sie den Geheimrath? Er muß auch herauf, wir dürfen ihn nicht liegen lassen.“

„Ist schon oben,“ tröstete er, „der Geheimrath weiß besser, was einem seekranken Magen zukommt, er läßt sich just vom Stewart einen Kaffee geben, und ich würde Ihnen rathen dasselbe zu thun und dann eine Cigarre anzustecken, denn jetzt sind Sie seefest und sind wir einmal erst im Bosporus, was in einer kleinen Stunde der Fall sein dürfte, so fahren Sie gerade wie auf Ihrem Starnberger See bei München.“

Er hatte Recht, der Vielgereiste, der Kaffee scheuchte die letzten bösen Geister der Seekrankheit vollends fort und der Humor kam wieder.

Am Arme ihres Gatten erschien Friederike Goßmann jetzt auf Deck. Ach, was war das für ein Unterschied zwischen Gestern und Heute. Gestern hüpfte und sprang die reizende Künstlerin auf dem Deck umher, als wir in Varna uns einschifften, und als ich sie fragte, ob sie seefest sei, sagte sie so froh, so zuversichlich: „Ach ich liebe das Meer, wie liebe ich das Meer!“

Und heute — diese kranke, hohläugige, matte Frau, die da im Fauteuil lag, war das dieselbe? Ich konnte mich nicht enthalten, ihr Guten Morgen zu sagen und sie nach der Nacht zu fragen.

„Ach fragen Sie mich nicht,“ sagte sie matt, „ich habe schrecklich gelitten.“

„Das wäre also eine unglückliche Liebe?“ sagte ich.

„Wie meinen Sie das?“ fragte sie, die Augen groß öffnend.

„O, Sie sagten uns gestern Abend in Varna, Sie liebten das Meer so unsäglich. Das Meer hat Ihnen schlecht mitgespielt, liebt Sie also nicht. Ihre Liebe zur See ist demnach eine einseitige, eine unglückliche.“

„Ach lassen Sie Ihren Spott, besorgen Sie mir lieber eine Tasse Kaffee,“ sagte die Gnädige etwas ungnädig. Kaffee und frische Luft thaten aber auch bei ihr gute Dienste und nach einigen Minuten bewunderte sie mit uns die langen Felsenreihen, die hier zwei Welttheile als feste Bollwerke dem ewig stürmenden Pontus Euxinus entgegenstellen.

Vor dem Eintritt in den Bosporus hatten wir noch einige Minuten lang einen stärkeren Wogenschwall zu bestehen, dann fuhren wir bald in ruhigeres Wasser, die hohe See lag hinter uns und die märchenhaft schöne Wasserstraße öffnete uns ein entzückendes Panorama nach dem andern.

Der Mensch, dem ein ganzes volles Genießen nicht vergönnt ist und der stets nach Maßstäben greifen muß, um etwas groß und herrlich vor ihn-Hintretendes in sein kleines

Begreifen hinein zu zwängen, hat vielfach nach Parallelen gesucht für diese Wunder. Man hat den Bosporus mit dem Rhein, oder mit dem Comersee vergleichen wollen. Lächerlich! Diese breite gewaltige Wassermasse, dieses Leben auf derselben, die zahllosen Kriegsschiffe, die riesigen Dampfer aus See kommend, nach See gehend, die buntfarbigsten wimmelnden kleinen Fahrzeuge, die stolzen Festungswerke an beiden Seiten, die tiefgrünen Cypressenwaldungen, die Orangen- und Lorbeerhaine, aus denen marmorne Villen und Kioske herausglänzen, die unserem Auge so fremden, glänzenden Minarets, das Häusergewirr, das sich unter tausend verschiedenen Namen und doch zusammenhängend den ganzen Bosporus entlang zieht, eine einzige riesenhafte Vorstadt von Constantinopel, die über alle Beschreibung großartigen Schlösser des Sultans und der Großbeamten der Pforte — das Alles läßt sich eben nur mit sich selbst vergleichen und es gibt in der Welt — so sagen Leute, die Alles gesehen haben — Nichts was sich dem Zauber an die Seite stellen dürfte, den die Fahrt durch den Bosporus auf den ausübt, der sie zum erstenmale macht.

Was soll ich nun erst sagen von dem entzückend schönen Bilde, das sich uns bot, als unser stolzes Schiff in den eigentlichen Hafen von Constantinopel, in das goldene Horn einlief! Wie sie schildern, diese breiten Hügel von Tausenden und aber Tausenden von goldglänzenden Kuppeln und nadelschlanken Thürmen bedeckt, diese riesigen Moscheen so weit, weit herauswachsend über das, was wir Kirchen nennen, dieses Leben auf dem Wasser selbst, die Farbenpracht am blauen Himmel, blauem Meer, weißem Marmor und Gold. Ein Märchen, ein Märchen! Ein Traum, ein entzückend schöner Traum! Und du, o glückliches Herz durftest den herrlichen Traum träumen, einen ganzen langen — und doch wieder so kurzen Winter hindurch; einen Winter, der kein Winter für dich war, sondern mehr als Frühling. Sei stille, glückliches Herz, klopfe nicht gar so wild und sehnsüchtig nach dem verlorenen Paradiese, wir wollen uns ja an Alles erinnern und den schönen Traum noch einmal träumen miteinander! Schließe die Augen und laß sie wieder vorbeiziehen die süßen berauschenden Bilder! —

II.

Der schwere Anker rasselte nieder, das Schiff stand und Tausende von Kaiks umschwirrten uns und suchten bei uns anzulegen. Vom Deck in die Kaiks hinab entspann sich die lebhafteste Unterhaltung. Da waren Europäerinnen, wie die Frau unseres Juwelenhändlers, die ihre Männer holen wollten, Commis, die ihren Herren entgegen fuhren, Dragomane, die schon vom Kaik aus schreiend ihre Gasthöfe anempfahlen. Ein großes Boot mit den österreichischen Farben — ohne Zweifel das Kaik der österreichischen Gesandschaft — beherbergte mehrere Cavaliere, die mit Herrn von Prokesch und seiner Frau eifrig conversirten und ein zweites großes Kaik mit zwölf pechschwarzen Ruderern, die wie ihr Boot alle ungemein reich und prächtig aussahen, wurde mir als ein Boot vom Serail bezeichnet, das einen hohen Palastbeamten, der jetzt erst zum Vorschein kam, abholen sollte.

In welchem dieser Kaiks konnte mein Bruder sein? Vergeblich bemühte ich mich einen von den vielen türkischen Officieren, die ich da unten sah, mit dem Bilde in Einklang zu bringen, das ich von meinem Bruder noch im Herzen trug. Es war freilich überhaupt ein Unsinn nach einer Aehnlichkeit zu suchen. Vor fünf und zwanzig Jahren schied ein hübscher, frischer Junge von zwanzig Jahren aus dem elterlichen Hause und hob mich, der ich damals zwölf Jahre alt war, in die Höhe, um mir den Abschiedskuß zu geben. Er ahnte damals freilich nicht, daß sein Leben ein Roman werden sollte, daß er, der als Buchhändlergehülfe nach Ungarn ging, in die damals so hochgehenden Wellen des politischen Lebens dort geworfen, sich die Officiersepauletten auf dem blutigen Schlachtfelde beim rothen Thurmpaß holen würde, daß er dann als Adjutant des großen Revolutionärs Bem mit diesem in die Türkei flüchten und in Schumla am Typhus darniederliegend nur die Wahl habend zwischen der Auslieferung an Oesterreich, d. h. einem schimpflichen Tode am Galgen, oder dem Uebertritt zum Islam, die letztere Alternative vorzog und Muselmann wurde. Das Schicksal warf ihn dann wild umher. Als türkischer Officier war er nach seiner Genesung wieder bei Bem bis dieser starb, dann kam er von Syrien nach Janina, von dort als Adjutant zu Omer Pascha, des traurigen Lebens müde, das ein Subalternoffizier der türkischen Armee führt — in dieser Armee fängt der Mensch erst beim Kaimakam (Oberstlieutenant) der Gentleman oft noch viel später an — wußte er es dahin zu bringen, daß man ihn auf die medicinische Schule nach Constantinopel schickte und nun studirte der schon dreißigjährige die Medicin in französischer und türkischer Sprache mit eisernem Fleiß und großen Erfolgen, so daß er bald nach Vollendung seiner Studien einen wichtigen Posten in Arabien bekam, sich dort als Militairarzt große Verdienste erwarb und jetzt seit sechs Jahren nach Constantinopel berufen im Serail einen wichtigen Posten als Leibarzt bekleidete und überdies zum Bey (Oberst) befördert worden war. Wie wollte ich ihn wiedererkennen nach fünf und zwanzig Jahren in der fremden Uniform! Es war unmöglich!

Und doch mußte er da sein, ich hatte ihm geschrieben und überdies noch von Varna aus telegraphirt. — — —

Mein Name wurde gerufen. Ein wildfremder, eleganter Herr stellte sich mir als Freund meines Bruders vor: „Skenderbey ist durch seinen Dienst abgehalten Sie an Bord des Dampfers abzuholen und hat mir die angenehme Pflicht übertragen, Sie zu ihm zu führen."

Wie war ich dem Herrn so dankbar, wie hätte ich allein alle die Schwierigkeiten überwinden wollen, die hier sich dem Fremden, der die Sprache des Landes nicht versteht und die Gebräuche nicht kennt, allüberall entgegensetzen. Jetzt ging das alles spielend. Monsieur Sichel rief einem jungen Menschen in griechischer Tracht — ich lernte denselben später als Hausknecht des großen Exportgeschäftes schätzen — zu, der sprang herauf, übernahm unsere Gepäckscheine und war bald in einem sehr lebendigen Kampf mit den das Gepäck aus dem Raume schaffenden Matrosen begriffen. Wir stiegen indeß ruhig in's Kaik hinunter, bei welcher Gelegenheit uns unser neuer Freund sogleich die erste wichtige Lection gab, die, ein Kaik vernünftig zu besteigen, einmal, daß man den Boden nicht durchbricht und sodann, daß es nicht umschlägt und man nicht in's Meer fällt. Diese seltsamen, fabelhaft rasch gehenden Fahrzeuge sind nämlich so kartendünn, daß ein heftiger Sprung hinein den

Boden unfehlbar ausstoßen würde und ebenso muß man sich auf den Boden des Kaik, der mit Teppichen belegt ist, setzen, um nicht umzuschlagen, weil die leichten Dinger keinen Kiel haben. Die Belehrung kam zur rechten Zeit, denn sonst hätte unser dicker Geheimrath jedenfalls das Kaik zum Umschlagen gebracht. So aber saßen wir bald alle friedlich a la Turca mit untergeschlagenen Beinen, und da Alexei mit dem Gepäck auch überraschend schnell kam, so stand unserer Landung nichts mehr entgegen, nur hatten wir noch die Dogana zu passiren und da vollauf Gelegenheit unserem Herrgott zu danken, daß er uns in Herrn Sichel einen so ortskundigen Führer an die Hand gegeben. Mit zauberhafter Schnelle brachte dieser einen alten dicken Türken — einen obersten Steueraufseher, der seinen Tschibuk gemüthlich rauchte — zum Vorschein, dieser guckte in unsere aufgesperrten Koffer, mehr aber noch in seine Hand, in welche ihm elegant das landesübliche Bakschis gedrückt worden war, hinein, grunzte uns einige Worte zu und damit war auch die letzte Förmlichkeit abgemacht: wir standen auf dem Boden der Türkei als freie Menschen.

„Jetzt brauchen wir nur noch einen Hamal, der uns die Sachen hinaufträgt," sagte Herr Sichel.

„Ein Mann wird das Gepäck unmöglich tragen können" meinte ich, „der Geheimrath hat allein zwei Koffer."

„Sie kennen unsere Hamals noch nicht" lachte Herr Sichel, „Sie werden noch Wunderdinge von diesen Leuten sehen, es trägt einer ein Pianino allein hinauf nach Pera."

„Oho," dachte ich mir, hier kann man auch aufschneiden und besser noch, wie bei uns. Aber als ich sah, wie der dürre, sehnige Bursche ein Stück Gepäck nach dem andern sich gemüthlich aufpacken ließ und wie er mit der über drei Centner wiegenden Bagage ganz munter mit uns gleichen Schritt hielt und da, wo wir in der furchtbaren Hitze uns selbst kaum die steilen Gassen hinaufschleppen konnten, ohne sichtbare Ermüdung mit der größten Sicherheit ging, da wurde ich doch stutzig und begann zu glauben, daß Herr Sichel mich nicht angelogen hatte. In der That habe ich dann später auch oft diese merkwürdig kräftigen Menschen nicht nur Pianinos, sondern noch ganz andere Lasten wie große Marmorplatten, Quadersteine und dergleichen die unendlichen Treppen vom Hafen nach Pera hinaufschleppen sehen. Durch die eigenthümliche Hügelformation Constantinopels verbietet sich nämlich jeder Verkehr mit Fuhrwerken von selbst, und durch die Enge und die ungeheure Belebtheit aller Gassen auch der Gebrauch von Lastthieren; so muß denn jegliche Last vom Hafen herauf auf menschlichen Schultern befördert werden und so bilden diese Hamals, diese Lastträger eine zahlreiche Kaste, die sich durch Kraft, Mäßigkeit und Fleiß sehr vortheilhaft auszeichnet. Hamals und Kaikschi, die Bootführer, sind meistens nüchterne, redliche und fleißige Leute, die sich ihr Brot schwer verdienen, sonst bieten die niedrigen Klassen der Bevölkerung von Constantinopel wenig Erfreuliches.

Durch unendliche, steile, treppenartige, schmutzige Gassen, die den furchtbarsten Contrast gegen die herrliche Außenseite Constantinopels vom Wasser gesehen bildeten, kamen wir endlich keuchend, schwitzend und übermüdet auf der berühmten Hauptstraße in Pera und bei dem Hotel an, das sich der Geheimrath zum Absteigequartier gewählt hatte. Da wir nach der Aussage des Herrn Sichel noch beinahe eine Stunde zu gehen hatten, bis wir den Konak meines Bruders erreichten, so nahm ich, halb verschmachtet, bereitwillig seinen Vorschlag an, uns zuvörderst mit einem Glase Bier zu stärken; ich wollte mir zugleich viel erzählen lassen über die Verhältnisse, in die ich jetzt hinein kommen sollte und die mir doch so ganz und gar fremd waren. Herr Sichel floß über vom Lobe meines Bruders und das that meinem Herzen wohl, es waren gute Worte, die ich da hörte, so recht wie sie ein treuer, bewährter Freund für den andern hat. Er schilderte mir Iskender's rastlosen Fleiß, seine Aufopferung bei den furchtbaren Epedemien, die hohe Verehrung, die er allgemein bei den Türken genösse, die glänzende Carriere, die er bei seinem tiefen Wissen noch vor sich habe.

„Und wie lebt er zu Hause, wie ist seine Frau, wie seine Kinder?"

„Das weiß ich nicht, ich habe seine Frau nie gesehen, noch gesprochen."

„Was, Sie haben seine Frau nie gesehen und gesprochen und Sie sind doch sein intimster Freund?"

„Wir kennen uns jetzt seit zwanzig Jahren; als Skender noch Student war, besuchte er mich täglich und seit den sechs Jahren, die er wieder hier ist, sehen wir uns täglich, aber seine Frau habe ich nie gesehen."

„Sie vergessen, daß wir in der Türkei sind, lieber Freund" setzte Herr Sichel lachend hinzu, „daß Ihr Bruder Muselmann ist und daß sein Harem eben so streng abgeschlossen und bewacht wird, wie der des Großherrn."

„Harem, dummes Zeug, mein Bruder hat nur eine Frau, er hat es oft geschrieben," sagte ich ärgerlich.

„Immer die alte Verwechselung" lachte Herr Sichel, „Skender hat allerdings nur eine Frau und sie soll eine treffliche, brave Frau sein, mit der er sehr glücklich lebt, aber einen Harem hat er deshalb doch. Harem bedeutet nämlich nicht, wie man das in Deutschland bereitwilligst annimmt, eine Sammlung von Weibern, sondern lediglich den eng abgeschlossenen, sorgfältig gegen die Außenwelt abgesperrten Theil des Hauses, in dem sich die Frau oder die Frauen aufhalten und den kein anderer Mann, als nur der Herr des Hauses selbst betreten darf."

„Da werde ich am Ende meine Schwägerin auch nicht sehen dürfen?"

„O so weit geht die Strenge unserer Türken nicht, Sie sind ja der Bruder, der nächste Blutsverwandte, also vor Ihnen wird sich die schöne Feridé wohl entschleiern, ja Sie Glücklicher bekommen vielleicht sogar die geheimnißvolle Sureth zu sehen, von deren Schönheit so viel gesprochen wird."

„Wer ist Sureth?"

„Die Schwester Ihrer Schwägerin. Ihr Bruder hat ja die ganze Familie auf dem Halse und baut sich dadurch wahrlich verschiedene Stufen in den Himmel, einerlei ob in seinen türkischen oder in unsern christlichen. Jetzt wollen wir aber gehen, Skender wird mit Sehnsucht auf uns warten, unterwegs erzähle ich Ihnen mehr."

Und wir gingen. Wir passirten die ungeheure Brandstätte von Pera, die über alle Maßen entsetzlich anzuschauen ist. Eine volle halbe Stunde zog sich die Straße durch Häuser, die von außen schön und prächtig aussahen, wenn man aber näher kam, sich vollständig ausgebrannt zeigten. Hin und wieder kamen wir auf Plätze, auf denen man einen freieren

Ueberblick hatte und da sah man, so weit das Auge reichte, nur Brandstätte an Brandstätte.

„Das war das Theater Naum" sagte Herr Sichel auf einen prachtvollen Palast zeigend, an dem noch die Fetzen eines Theaterzettels hingen, „la belle Helene" stand noch darauf zu lesen. Also auch hier Offenbach. „Das daneben war das Hotel und Badeetablissement Luxemburg, erst seit vier Wochen eröffnet und so glänzend eingerichtet, wie ich selbst in Paris nichts Aehnliches gesehen habe. Auf dem kleinen Platz da verbrannten 71 Menschen, die sich dorthin gerettet und sich sicher glaubten. O es war entsetzlich."

„Aber wir wollen uns jetzt die Laune nicht verderben, ich erzähle Ihnen wohl einmal später von dem furchtbaren Brand ausführlich. Für heute mache ich Sie nur darauf aufmerksam, immer den Revolver in der Hand zu halten, wenn Sie Abends oder Nachts hier durch passiren. Und Sie müssen alle mal durch, wenn Sie bei uns in Pera waren. Skender wird Ihnen das auch einschärfen und wird Sie überhaupt nicht allein gehen lassen, sondern Ihnen immer einen Khawassen mitgeben."

„Sie wollten mir noch von der Familie meiner Schwägerin erzählen."

„Ja so, es ist nur wenig was ich weiß, aber das Wenige ist nicht uninteressant. Seid-Ali-Chan, der Vater von Sureth und Feridé, der Schwiegervater ihres Bruders, war zur Zeit als ich hierher kam, also vor ungefähr 20 Jahren noch einer der reichsten Tscherkessenfürsten, ich kannte ihn recht gut, weil ich den ganzen Kaukasus alljährlich bereiste, um persönlich Wolle und andere Roh-Producte für meine Firma einzukaufen. Ich sah den Mann in seinem Glanze und war allzeit gastfreundlich aufgenommen in seinem Palais, das freilich nach unsern Begriffen mehr einem schlechten Bauernhaus glich. Dennoch war sein Reichthum unermeßlich und in seinem Stall standen allein an hundert der edelsten Pferde und seinem Heerbanne folgten viele Stämme der freien Tscherkessen. Er selbst war ein berühmter Krieger und die Barden seines Volkes feiern noch heute sein Andenken. Wie aber das festeste Glück auf dieser Erde fällt, so verging auch der Reichthum Seid-Ali-Chans. Die vordringenden Russen verbrannten seine Dörfer, erschlugen seine Heerden, ächteten ihn selber und ich habe noch vor zehn Jahren den einst so mächtigen Fürsten hier im tiefsten Elend wieder gefunden und im Kaffee der Verbannten dort unten manchmal mit ihm von früheren, glücklicheren Zeiten gesprochen. Endlich verkaufte er seine beiden Töchter in's Serail."

„Was?" schrie ich entsetzt.

„In's Serail" bekräftigte Herr Sichel gleichmüthig. Sie können aber dort kaum 24 Stunden gewesen sein, denn Skender kaufte sie beide und heirathete die Feridé und nahm, nachdem der alte Fürst gestorben, die ganze Familie zu sich und sorgte für sie in jeder Beziehung, obwohl er sich eine schwere Last aufgebürdet hat. Die beiden jungen Fürsten Ali-Bey und Ismael Bey hat er zu tüchtigen Menschen herangezogen, Ismael-Bey ist bereits Schreiber — —

„Schreiber? Ein Fürst!"

„Schreiber bedeutet hier etwas ganz Anderes als bei uns. Türkisch Schreiben ist unglaublich schwer und Skender, so ferm er auch türkisch spricht und in jeder Weise Türke ist, kann schwerlich türkisch schreiben. Ein Schreiber, dem alle höchsten Aemter offen stehen, wird hier ungefähr das bedeuten, was bei Ihnen zu Hause ein Jurist. Doch Sie werden sie ja alle selbst kennen lernen. Hier ist schon der Taksim und jetzt kommen wir in's eigentliche Türkenviertel und werden bald da sein. Ich bitt' Sie, geben Sie Acht, daß Sie nicht fallen, hier wird der Weg etwas schlecht."

„Etwas schlecht" sagte der Gute. Nie in meinem Leben bin ich einen schlechteren Weg gegangen als den, der wildeste Steig in unserem bayrischen Hochgebirge war dieser Straße gegenüber ein Parkweg. Man denke sich eine schier senkrecht in Krümmungen sich hinabwindende, ehemals gepflasterte Straße, in der jetzt aber überall so tiefe Löcher gähnen, daß man bis zum halben Leibe oft hineintreten konnte. In diesen Löchern entweder Wasser oder ein Nest von wilden Hunden, in die man alle Augenblicke hineintrat, so daß die Bestien heulend und zähnefletschend in die Höhe fuhren, die ganze Straße mehr Abgrund, kaum den Runsen unseres Hochgebirges vergleichbar, das war der Weg, der zu meinem Bruder führen sollte. Die Gegend wurde immer trostloser, die Häuser sahen immer zerfallener aus, hin und wieder lag ein todter Hund auf der Straße, an dem die lebenden zerrten. Das Sprechen hatten wir längst aufgegeben, ein jeder hatte mit sich zu thun, daß er nicht Hals und Beine brach; wie der Hamal mit dem Gepäck da heruntergekommen, ist mir noch heute ein Räthsel.

Meine Gedanken wurden der Gegend angemessen immer trauriger. Heiliger Gott in diesem verlorenen Winkel kann kein Mensch existiren, wie wirst du ihn finden, was wird das traurig werden? Die Freude endlich den geliebten Bruder wieder zu sehen, zog sich schüchtern immer mehr und mehr zurück und die Enttäuschung wuchs riesengroß empor.

Herr Sichel mochte mir wohl so etwas ansehen, er sagte tröstend: „Warten Sie nur, wir sind gleich da und Sie werden sehen, es ist nicht so schlimm, wie es aussieht."

Jetzt kamen wir in eine Quergasse und mußten einen ähnlichen Schornstein, wie wir ihn eben mit Lebensgefahr hinabgeklettert waren, wieder hinauf, dann kam wieder eine Quergasse, etwas breiter, immer aber noch trostlos aussehend und dann ging's ein Stückchen eben fort und endlich hielten wir an einem Hause, das obwohl, wie alle diese Häuser von Holz, doch sich ziemlich stattlich präsentirte, auf die Straße hinaus aber nur, wie alle türkischen Wohnungen, dicht vergitterte Fenster zeigte. Hier klopfte Herr Sichel und auf sein Klopfen öffnete sich oben eins der Gitter und ein scheußlicher Negerkopf schaute heraus und schrie etwas.

„Das ist Sennep, eine von den Sclavinnen Ihres Bruders" sagte Herr Sichel.

„Was schreit denn die Person so laut?"

„O" sagte er lachend, sie schrie: „Segen, Segen, unser Schwager ist da!"

Jetzt öffnete sich die Thür. Wieder ein Schwarzer, sehr reinlich und sauber angekleidet, eine Vorhalle, Herr Sichel zog die Ueberschuhe ab und fragte den mit dem ganzen Gesicht grinsenden Neger etwas, was ich nicht verstand. Schon aber polterte es die Treppe herunter, ein wohlbeleibter Herr, schon fast grau, schloß mich in seine Arme, küßte mich, schob mich wieder von sich weg, lief um mich herum, küßte mich von Neuem und rief: „Also das bist Du! Sichel, lieber Freund, das ist mein Bruder! Junge kennst du mich denn nicht mehr?"

Ich hätte ihn nun freilich nicht erkannt und wäre er

hundertmal an mir vorüber gegangen. Aber beim ersten Ton der Stimme regte sich doch etwas in mir, das mir zurief, er ist's, er ist's. Nun zog er uns die Treppe hinauf in eine Art von Vorhalle, wo breite Divans rund herum lagen und von da in ein reizendes Zimmer, das ganz und gar europäisch eingerichtet war mit blauen Seidendamastmöbeln und Portieren.

„So mein Junge, da bist Du zu Haus, das ist Dein Zimmer. Möge es Dir gefallen im Hause Deines Bruders! Nichts da Sichel, Sie kommen nicht fort, zuvor müssen Sie noch den Willkommtrunk mittrinken, ich hab' den echten Tokayer lange genug aufgespart. Was wollen Sie rauchen Nargileh, Tschibuk oder Cigarre? Was rauchst Du alter Junge?"

„Lieber Bruder, wenn es Dir recht ist, möchte ich mich zuvörderst erst waschen, ich war heute Nacht arg seekrank."

„Ja, ja, Ihr habt wacker tanzen müssen, ich dachte viel an Dich die Nacht, wie ich den Lodos so furchtbar wüthen hörte. Aber jetzt bist Du auf terra firma. Hurrah, daß ich Dich einmal habe und für's Erste lass' ich Dich nimmer! Aber jetzt sollst Du Toilette machen, komm mit, hier hast Du unser Badezimmer, da thu, was Dir frommt, sput' Dich aber."

Ach wie that mir das Bad wohl nach alle den unnennbaren Vorgängen der gestrigen Nacht und wie beneidete ich den Bruder um das practisch eingerichtete Badezimmer. Als ich wieder, wie neugeboren herauskam, fand ich meinen Bruder und Sichel beide a la Turca auf dem Divan sitzend und rauchend. Ein Schwarzer trat ein mit einem Präsentirbrett, auf dem kleine Kaffeetassen standen; man setzt die henkellosen dünnen Schälchen selber auf die in Silberfiligran reizend ausgeführten Untersätze und schlürft das herrliche Getränk, von dem wir in Deutschland gar keine Ahnung haben und das sich zu der Brühe, die wir als schwarzen Kaffee trinken, ungefähr so verhält, wie ein echter Liqueur von Focking zu dem gefärbten Spiritus, den unsere einheimischen Fabriken als Liqueur verkaufen, langsam und mit Bedacht, so daß der dicke Satz zurückbleibt. Von den vielen herrlichen Sitten und Gebräuchen des Orients war mir das beständige Kaffeetrinken eine der angenehmsten und ich habe später den Tag über wohl an dreißig jener kleinen fingerhutgroßen Tassen mit fortwährend wachsendem Behagen getrunken.

Dann brachte derselbe Schwarze eine dickbestaubte Flasche von fremdartigem Aussehen. Mein Bruder ging zu einem Wandschrank und nahm einen großen silbernen Becher heraus — ach ich kannte den alten Pokal so gut, es war der Familien-Becher, der so viele Generationen hindurch immer von dem Aeltesten unserer Familie hoch und heilig gehalten wurde. Er schenkte langsam ein, der bernsteinfarbene Trank duftete köstlich. „Der erste Trunk ein herzlich Willkomm Dir, mein Junge!"

Der Becher kreiste und unsere Stimmung wurde mit jedem Trunk des köstlichen Weines heiterer — wie weit, wie weit lag die Seekrankheit hinter mir, ich fühlte mich wie neugeboren. Sichel, der brave liebe Freund, den ich so sehr noch schätzen lernte, mußte fort und als er gegangen sagte Skender: „Jetzt will ich Dir die Meinigen zeigen, ich halte keine langen Reden, Du wirst selbst sehen, selbst urtheilen und bald die Ueberzeugung haben, daß ich das große Loos gezogen habe und so glücklich bin, wie nur ein Mensch auf dieser schönen Erde sein kann." Er ging hinaus auf den Corridor und klatschte in die Hände, aus den untern Stockwerken antwortete etwas, dann sprach er wieder einige Worte, die ich nicht verstand und dann kam er herein, an seiner Hand eine stattliche, schöne Frau in weiten wallenden Gewändern führend. Das holde Frauenbild neigte sich tief erröthend vor mir und bot mir auf einige Worte meines Bruders, die Hände über die Brust legend, die weiße Stirn zum Kuß.

„Es ist Feridé, meine liebe, liebe Frau, Deine Schwägerin" sagte er freundlich, dann wandte er sich zu ihr und sprach einige Worte, auf welche sie mit tiefer wohllautender Stimme antwortete und ihre schönen blauen Augen fest auf mich richtete. „Sie heißt Dich willkommen in ihrem armen Hause, sie sei Deine Sklavin, es möge Dir wohlgefallen bei uns, Du bringst das Glück mit Dir" übersetzte mein Bruder. „Jetzt aber komm, wir müssen hinunter und der Schwiegermutter Dich präsentiren und Sureth wird auch neugierig sein, Dich zu sehen; das ist ein großer Moment für Dich mein Junge, denn Du trittst zum erstenmal in einen wirklichen, wahrhaftigen Harem ein, was wenig Fremde, die im Orient waren, sagen können.

Auf der Treppe hatten sich zwei Kinder versteckt, sie verriethen sich aber durch Kichern und Skender zog sie hervor: „Das sind meine Rangen." Dabei leuchteten seine Augen vor Glück. Es waren schöne Kinder. In dem zwölfjährigen Buben Hussein mischte sich deutsches und tscherkessisches Blut wunderbar. Er hatte vom Vater das blonde Haar und den Gesichtsschnitt, von der Mutter den schönen Mund und die herrlichen Augen von einem so tiefen Blau, wie wir es in Deutschland nicht kennen. Die sechsjährige kleine Feridé war ganz und gar das Ebenbild ihrer Mutter.

Unten sah es allerdings etwas anders aus wie oben. Möbel waren keine vorhanden; auf dem mit feinen Schilfmatten überdeckten Boden lagen in den Ecken große Haufen von Kissen, die nach Belieben arrangirt werden konnten, die vier vollständig leeren Wände glänzten hell von einem marmorartigen, leicht gelblichen Stuck, an den Fenstern hingen aber wieder schwere Vorhänge von Seidendamast, ebenso waren die Portieren in hellen glänzenden Farben aus denselben kostbaren Stoffen. In einer Ecke stand wie eine schwarze Statue die Negerin, die mich zuerst gesehen, mit dem unvermeidlichen Kaffeebrett.

Aus einer Nebenthür traten zwei Frauen, beide verbeugten sich stumm die Hände über die Brust gekreuzt, mein Bruder führte mich zu einer. Jetzt erst sah ich, daß sie alt, sehr alt sein mußte, denn langes schneeweißes Haar umgab das vertrocknete Gesicht, das noch immer Spuren großer Schönheit zeigte. Sie redete mich an und Skender dollmetschte. „Eine alte Frau heißt Dich willkommen, Bruder unseres Herrn, sie dankt Allah, der Dich gnädig über die Meere hierhergeführt hat und sie segnet Deinen Eingang."

Eine Antwort auf diesen Segenswunsch wurde wohl nicht erwartet, ich begnügte mich der alten Fürstin die Hände zu küssen, welche trotz der mit Henna scharlachroth gefärbten Nägel, immer noch schön und gut gepflegt waren.

„Das ist Sureth, die Schwester meiner Frau" sagte Skender und bei Nennung ihres Namens neigte sich das hohe Frauenbild stumm, ich konnte ihre Gesichtszüge nicht unterscheiden, denn sie stand zu sehr im Schatten. „So jetzt kennst Du meine Damen alle, jetzt komm, wir wollen essen, mich hat das fröhliche Wiedersehen arg hungrig gemacht und Du wirst auch Appetit haben." Wir stiegen noch eine Treppe hinunter

und nun merkte ich erst, daß das Haus nach der Straße zu nur zwei, nach dem Garten aber, der sehr steil abfiel, drei Stockwerke hatte. Wir traten in ein einfaches Speisezimmer, wo zwei junge Männer auf uns warteten. Beide trugen sie den nationalen Fez, der eine eine Art von Uniform, der andere Schwarz wie jeder vornehme Türke. „Meine beiden Schwäger Ismael Bey und Ali Bey" sagte mein Bruder vorstellend in französischer Sprache, „wenn wir allein sind können wir immer noch deutsch sprechen, sie verstehen und sprechen aber beide ganz gut französisch und so ist die Unterhaltung allgemeiner."

Ich sagte den jungen Leuten ein paar höfliche Phrasen und erhielt eben solche Antworten. Da war keine Verlegenheit, sondern trotz der Jugend ein gewisses Selbstgefühl, eine männliche Würde, die den beiden sehr gut stand.

Ehe wir uns niedersetzten, kam ein Schwarzer mit einem Becken, er goß uns Wasser über die Hände und wir trockneten uns an einem jener so eigenthümlichen flockigen Handtücher ab, die man nur in den orientalischen Bazars findet. Dann machten die beiden jungen Türken eigenthümliche Bewegungen, beugten sich vor und zurück und Ismael murmelte eine längere monotone Weise. „Er betet" sagte mein Bruder, „störe ihn nicht." Dann erst setzten wir uns zu Tisch. Vergeblich sah ich mich nach den Frauen um, endlich fragte ich den Bruder deshalb in deutscher Sprache. „Wo denkst Du hin" antwortete er ebenso, „es würde sich nicht schicken, mit den Frauen zu essen, sie bekommen was wir übrig lassen, aber ich habe einen anderen Tischgenossen." Er sagte darauf dem Schwarzen einige Worte und der brachte alsbald auf seinem Finger einen großen schönen Papagei edelster Sorte, der sofort sich auf die Schulter meines Bruders setzte und gar nicht wußte wie er ihm seine Liebe bezeugen sollte. Mir gegenüber benahm sich der kluge schöne Vogel anfangs sehr gemessen und mißtrauisch, wir wurden aber bald gute Freunde und ich habe später noch viele Freude an dem außergewöhnlich klugen Thiere gehabt.

Dem Essen gegenüber war ich trotz meines, Dank der Seekrankheit ungewöhnlich großen Hungers doch anfangs sehr in Verlegenheit, es war gar zu fremdartig und bestand aus einer übergroßen Menge von Schüsseln. Skender half mir aber aus der Verlegenheit und schob mir die meinem deutschen Gaumen am zuträglichsten Gerichte besonders zu. Die türkische Küche ist, hat man sich erst einigermaßen orientirt, ganz vorzüglich und der Reichthum an süßen Speisen — dulces — wahrhaft staunenswerth. Ebenso bietet das Meer in Constantinopel eine wahrhaft imposante Fülle der wohlschmeckendsten Fische, Austern und Meerfrüchte.

„Die Narren trinken keinen Wein" sagte mein Bruder wieder deutsch, indem er mir einen prächtigen Chateau la Rose einschenkte. „Mir ist ihre Rechtgläubigkeit aber nur angenehm, sie würden mir sonst meinen Keller eben so leeren, wie sie hinter meinem Tabak her sind."

Das Dessert brachte uns Früchte in einer Größe und Schönheit, wie ich sie nie zuvor gesehen. Eine Traube z. B. kam auf den Tisch, von der wir alle kaum den vierten Theil essen konnten und die mir zum erstenmale die Erzählung des alten Testaments von der berühmten Traube, die zwei Männer kaum fort tragen konnten, glaubhaft erscheinen ließ. Melonen und Ananas waren vorhanden, die alles, was ich in Italien von dergleichen gekostet, weit hinter sich ließen.

Dann erhoben wir uns und gingen wieder hinauf und durch mein Zimmer auf eine Terasse, die ich früher nicht bemerkt hatte. Es war inzwischen sehr dunkel geworden — man beginnt im Orient die Mahlzeit immer erst, wenn der Muezzim vom Minaret zum Gebet gerufen hat, d. h. beim Untergang der Sonne — und ich konnte deshalb wenig sehen, aber das war mir klar, daß diese Terasse eine entzückende Aussicht bieten mußte. Jetzt markirten sich in dem dichten Dunkel nur ein großer matter Streif, — der Bosporus — eingefaßt von verschiedenen hellen farbigen Lichtern — die Leuchthürme sagte mein Bruder — und weiterhin eine Menge von leuchtenden Punkten — Scutari jenseits des Bosporus am asiatischen Ufer. — Die Nacht war, trotzdem wir Anfang November schrieben, ungemein weich und mild — wie nur eine schöne warme Julinacht bei uns sein kann. Der Schwarze schleppte vom Zimmer Kissen heraus auf die Terasse, auf denen wir's uns bequem machten, dann brachte er die Tschibuks für mich und Ismael-Bey und mich amüsirte die Präcision, mit der er den Kopf weit von mir mit dem Metallteller auf den Boden hinstellte und dann mit einem Ruck das lange Rosenholzrohr herumdrehte, so daß mir die herrliche Bernsteinspitze gerade in den Mund kam. Für meinen Bruder brachte er eine Nargileh, die herrliche Wasserpfeife, deren eigenthümliches Gluckſen beim Kef — der türkischen Siesta — unentbehrlich ist.

Für heute wurde es mit dem Kef nicht so genau genommen und wir waren bald wieder in unserem geliebten Deutsch, wir wußten gar nicht wie. Man kann sich denken, was sich zwei Brüder, die sich 25 Jahre lang nicht gesehen, Alles mitzutheilen haben. Die beiden Tscherkessen saßen ruhig da und rauchten schweigend eine Pfeife nach der andern. Es war Mitternacht geworden, wir wußten nicht wie. „Wir wollen zur Ruhe gehen, Feridé wird Dir Dein Bett bereiten" sagte mein Bruder. Die beiden Tscherkessen grüßten mich, in ihrer Weise die Hand an Brust und Stirn legend, im Zimmer setzten wir uns eine Weile auf dem Divan nieder. „Du wirst sehen, es ist wie im alten Testamente, Feridé würde es als eine schwere Beleidigung für Dich betrachten, wenn sie jemand anders Dein Bett machen ließe. Du wirst staunen, wie hübsch sie das macht."

In der That erschien sie bald darauf mit der Negerin. Diese öffnete wieder einen Wandschrank — das Haus hatte eine Menge solcher geheimen Gelasse — und schleppte ein großes Bündel daraus hervor, das in eigenthümlicher Weise zusammengelegt ein ganzes Bett enthielt. „So sind alle unsere Betten im ganzen Hause und wenn wir in Arabien reisten, so gebrauchte ich allemal ein eignes Kameel für die Betten," bemerkte Skender, während seine Frau die reinliche, bequeme Liegestatt herrichtete und das mit solcher Anmuth und Grazie that, daß es wirklich ein Vergnügen war, ihr dabei zuzusehen. Dann schüttelte mein Bruder mir die Hand, seine Frau grüßte die Hand auf Brust und Stirn legend und dann war ich allein. Ich schlief bald ein und schlief prächtig, denn es war lichter Tag, als ich die Augen öffnete, meine Uhr zeigte die achte Stunde.

Nachdem ich mich erhoben und im Zimmer hin- und hergehend mich anzog, kam der Schwarze — Achmet hieß er — und brachte mir einige Zeilen von meinem Bruder: er war schon in aller Frühe in's Serail geholt worden, ich möge doch ja

zu Hause warten, bis er zurückkäme. Da stand nun der Schwarze und guckte mich groß an. Ohne Zweifel war er beauftragt meine Befehle entgegen zu nehmen, aber wie sollte ich sie ihm geben? Ich entschloß mich rasch, nahm den schwarzen Kerl bei der Hand, öffnete die Thüre der Terrasse und sagte auf dieselbe deutend: Kaffee. Ich wußte nicht, ob er mich verstanden, denn damals wußte ich ebenso wenig, daß das Wort „Ewed," das er immer sagte, „Ja" bedeute, wie daß das Kopfschütteln, was er gleichzeitig verführte, in der Türkei, entgegen gesetzt seiner Bedeutung bei uns, das Zeichen der Bejahung ist. Ich vollendete meine Toilette, schleppte dann die Kissen selbst hinaus auf die Terrasse und schwelgte zuvörderst in der unvergleichlichen Aussicht, die sich mir bot. Ich sah den Bosporus von dem marmornen Palast von Beglerbeg an bis dahin wo sich am Vorgebirge Madaburnu die Wellen des Marmorameeres brechen, zu meinen Füßen. Man denke sich den fast eine Stunde breiten tiefblauen Wasserspiegel belebt von tausenden von Schiffen, man denke sich am andern asiatischen Ufer, terrassenförmig aufsteigend, die zahllosen Häuser, Moscheen und Paläste von Scutari, abgegränzt von den dunklen Cypressenwäldern jenes unendlichen Friedhofes, auf dem den letzten Schlaf zu schlafen, der heißeste Wunsch aller frommen Türken ist, über diese Cypressenwälder hinweg die sanften Höhen von Bulgurlu, jenen schönsten Aussichtspunkt der Welt, weiter rechts die Riesenbauten der Selimieh, die den Felsen hinanklimmenden Gebäude von Kadikjoi, dem alten Chalcedon, dann tief im blauen Marmorameer die Prinzeninseln und über diese hinweg ragend die beschneite Kuppe des bithynischen Olymp. Dieses ungeheure Panorama wird durch die ab- und zufahrenden großen und kleinen Dampfer, durch die riesigen aus der See kommenden, zur See gehenden Segelschiffe beständig belebt, denke dir das alles strahlend, glänzend, gleißend von den glühenden Farben des Orients, die unser nordisches Auge stets und immerdar berauschen, und du hast einen Begriff von dem, was mein Auge damals in Wonne sah und zu jeder Zeit zu sehen niemals müde wurde. — Doch nein, einen Begriff hast du nicht. Das muß man selber gesehen und wie ich, tiefe, niestillbare Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies davon hinweg getragen haben. — —

Er hatte mich doch verstanden, der brave Achmed, denn bald darauf erschien Feridé, meine schöne Schwägerin und brachte Sennep die Negerin beladen mit Geschirren mit und nun wurde mir ein Frühstück arrangirt, wie ich es nicht besser wünschen konnte. Augenscheinlich hatte Skender vorgesorgt und alles so angeordnet. Und dennoch wie fremdartig war das Alles. Man hatte mir Thee servirt, vorzüglichen Thee, Milch aber gibt es in Constantinopel nicht, wohl aber Kaimak, Büffelrahm, der wie Butter so fest und so fett ist. Das Gebäck war mit einem Gewürz bestreut, das ich nicht kannte, später erst erfuhr ich, daß es Sumach sei. Feridé, die seltsamer Weise nicht begreifen konnte oder wollte, daß ich nicht türkisch sprach, schwatzte fortwährend mit mir, gab sich auf mein Kopfnicken und Schütteln immer selbst Antworten, die sie wohl recht zufriedenstellen mochten, denn sie lachte beständig und wie schön war sie, wenn sie lachte. Dabei sorgte sie aber für mich, wie eine Mutter für ihr Kind, es hätte nicht viel gefehlt, so hätte sie mir die Bissen in den Mund gesteckt. Ach warum hatte ich nicht türkisch gelernt!

Endlich kam mein Bruder und erlöste mich aus der doch peinlichen Situation. Unten standen die Pferde bereit, wir wollten dem Geheimrath einen Besuch machen. Zuvor wurde ich aber türkisch ausstaffirt, d. h. mein Bruder verehrte mir aus seinem großen Vorrath einen Fez und dann ritten wir zu einem Schuster, der mir genau passende Lederüberschuh anmessen mußte, das allernothwendigste Requisit in der Türkei. So gleichgültig der Türke auch gegen den Schmutz auf der Straße ist, für dessen Beseitigung er lediglich den Regen und die wilden Hunde sorgen läßt, so ängstlich ist er für die Reinlichkeit in seinem Hause besorgt. Ohne Ueberschuh wird man in Constantinopel ebensowenig eine Moschee wie ein anständiges türkisches Haus betreten können, in beiden muß man die Ueberschuhe in der Vorhalle ablegen: keine Ueberschuh tragen — selbst bei dem reinsten und trockensten Wetter, ist in Constantinopel fast noch schlimmer wie bei uns keine Handschuh tragen, dagegen findet aber auch kein Türke etwas darin, wenn man auf den kostbarsten Seidendivans die Füße hinaufzieht. Ich erschien also schon mit dem Fez beim Geheimrath, der in seinem Hotel zwar ziemlich theuer — Pension pro Tag 20 Francs — aber recht gut aufgehoben war. Wir mußten ihm auch sofort einen Fez kaufen und dann machten wir einen halsbrechenden Spazierritt die große Straße von Pera — ich nannte sie immer nur die große Treppe von Pera, denn sie ist auch nichts anders als eine einzige Treppe — hinunter zum goldenen Horn, kamen müd und matt zurück, wurden vergeblich vom Geheimrath bestürmt, bei ihm zu diniren und kamen endlich nach vier weitern Stunden gerade bis Sonnenuntergang zu Hause an, wo das Diner auf uns wartete. Das waren meine ersten vierundzwanzig Stunden in Constantinopel.

III.

An der Hand eines vorzüglichen Planes, den ich mir am andern Tag kaufte und vermittelst eines glücklichen Ortssinnes orientirte ich mich ziemlich rasch und lief nun mit dem Geheimrath die ganzen Tage von aller Frühe an herum, um alle Reize der wunderbaren Weltstadt kennen zu lernen. Ich müßte Bücher schreiben, wollte ich ausführlich erzählen, was ich in diesen vier Wochen alles gesehen. Schon der einzige Bazar, der uns immer von neuem anzog und in welchem uns Freund Sichel ein treuer und kundiger Führer war, dürfte kaum zu beschreiben sein. Tagtäglich sahen wir dort neue Wunder. Gleich am ersten Tag besuchten wir den Juwelenhändler, der sich unserer auf dem Dampfschiff so freundlich angenommen hatte. Man erzählte uns so viel von den orientalischen Reichthümern und wir baten ihn deshalb uns einen Begriff der Schätze von 1001 Nacht zu geben, er solle uns sein Waarenlager zeigen. „Leider bin ich im Augenblicke nicht im Stande das zu thun" sagte Herr Schachtner, „weil mein Compagnon nicht zugegen ist und weil natürlich bei der eigenthümlichen Beschaffenheit unserer Waaren — unser ganzes Lager ist dort in dem feuerfesten Schrank — ein doppelter Verschluß unumgänglich erforderlich ist. Aber wenn es Ihnen Spaß macht, so proponire ich Ihnen eine Wette, die Ihnen den Reichthum unseres Bazars doch einigermaßen anschaulich machen wird. Ich mache mich anheischig, Ihnen hier in diesem Comptoir, so

klein, wie es ist, binnen einer halben Stunde für 1 Million Pfund Sterling Waare zusammenzubringen."

„Oho" sagte der Geheimrath, „da müßten wir doch auch dabei sein; wenn Sie nur den Mund nicht gar so voll nehmen."

„Ich proponire Ihnen ja eine Wette. Es gilt nur ein gutes Diner im Hotel d'Angleterre oder sonst wo. Das Menu macht der Gewinner, der Verlierende zahlt. Theilnehmer desselben, außer den Anwesenden, noch Iskender-Bey. Gilts?"

„Die Wette halt' ich, topp!" rief der Geheimrath und schlug ein.

„So. Sie haben jetzt gar nichts zu thun, als zu sehen und mißvergnügte Gesichter zu machen. Sie sind ein großer Juwelenhändler aus Amsterdam, hüten Sie sich also in Verwunderung auszubrechen. Ich komme gleich wieder, die Stunde, die Herr Sichel constatiren wird, beginnt natürlich erst bei meinem Wiedereintritt in das Comptoir. Auf Wiedersehen meine Herren, denken Sie einstweilen an ein gutes Menu, wir wollen dem Geheimrath wahrhaftig nichts schenken, er soll seinen Unglauben theuer büßen."

„Wenn ich für eine Million Pfund Sterling Edelsteine sehe," sagte der Geheimrath, „so gebe ich Euch ein Diner, wie noch keins da war, so lange Constantinopel steht."

Herr Schachtner trat nach wenigen Minuten schon wieder ein, gefolgt von zwei Männern, die ein schweres Kästchen trugen. „Die Wette beginnt" rief er uns zu, wir zogen gleichzeitig die Uhren. Inzwischen öffneten die Männer, jeder mit einem Schlüssel das Kistchen und zogen einzelne Schieblädchen davon heraus. Ich werde mich wohl hüten zu schildern, was wir sahen, ich will nur soviel sagen, daß ich zum erstenmale in meinem Leben den Genuß gehabt habe, in Diamanten zu wühlen und daß es ein ganz seltsames Schauspiel ist, wenn man die flache Hand voll Diamanten schöpft und sie dann wie einen funkelnden, gleißenden, glühenden Regen langsam niederrieseln läßt und Edelstein auf Edelstein klingt. Das was wir gesehen war jedoch nur für das große Publikum. Für die Kenner barg das Kästchen noch ganz andere Schätze. Da waren Smaragden, wie die Haselnüsse so groß, echte Perlen wie Kirschkerne, schwarze Diamanten als Diadem gefaßt und dergl. mehr. Bei den Hauptstücken fragte Herr Sichel nach den Preis und notirte sich denselben als Unparteiischer auf ein Blatt Papier. Was soll ich weiter sagen, außer diesen zwei Männern erschienen nach und nach noch zehn andere mit fünf andern Kästchen, die die Reichthümer von 1001 Nacht enthielten. Der Geheimrath, ein Kenner von Edelsteinen und ein großer Liebhaber derselben, gerieth noch zwanzigmal außer sich vor lauter Entzücken, trotzdem ihn der Juwelenhändler fortwährend ermahnte, kühl zu bleiben und nichts zu bewundern. Genug, ehe noch die Stunde herum war, hatten wir nach den Aufzeichnungen unseres Freundes nicht für eine Million, sondern für eine Million und zweimalhunderttausend Pfund Waare gesehen und seit der Zeit habe ich vor allen Auslagen unserer Juwelen, und seien sie noch so reich, eine gründliche Verachtung. Beim Fortgehen zeigte uns der Juwelenhändler eine lange Straße, in der Laden an Laden wie Schwalbennester an einander klebte, in jedem dieser Laden saßen zwei Männer gewöhnlich auf einem Kasten, wie wir deren gesehen.

„Sehen Sie, das ist die Straße des Reichthums. Sie haben nur den augenblicklichen Vorrath von fünf mir näher befreundeten Firmen gesehen, die nicht einmal die größten sind. Nun schauen Sie mal die Straße hinunter und machen Sie sich einen Begriff, was hier an Juwelen stecken mag. Kein Platz der Welt hat einen Reichthum aufzuweisen wie Stambul. Haben wir doch schon für 10 Millionen Pfund Edelsteine aus den Brandstätten in Pera aus der Asche hervorgesucht und sie nach Holland geschickt, um sie umschleifen zu lassen. Wie man bei uns zu Hause sein Geld in Staatspapieren anlegt, so legt man es im Orient in Diamanten an."

Er hatte die Wette glänzend gewonnen und ebenso glänzend war das Diner, das der Geheimrath uns drüben in Asien in einem Hotel zu Kadikjoi gab, auf dessen Terrasse wir die blaue Unendlichkeit des Marmorameeres zu unsern Füßen hatten.

Wie einen doch die Erinnerungen irre führen können, zu mal wenn sie gar so reich, gar so übermächtig auf uns losstürmen! Ich wollte von Sureth erzählen und plaudere von Diamanten, vom Bazar und von Diners in Kadikjoi.

So lange der Geheimrath noch in Konstantinopel war, hatte ich eigentlich nicht viel von der Familie meines Bruders. Der Drang, die kurze Zeit möglichst auszunutzen, um Alles zu sehen, was in der märchenhaften Stadt interessant ist, ließ mich nicht zur Ruhe kommen. Erst als ich den trefflichen Freund an Bord des egyptischen Dampfers Behara (der Sturmwind) gebracht hatte, erst als das stolze Schiff in das Marmorameer hinausbrauste, kam ich mehr und mehr zur Ruhe und genoß den Orient, wie man ihn genießen soll, mit Behagen. All' das krampfhafte Jagen nach Neuem war mir jetzt fern. Ich besuchte wohl auch noch schöne Punkte, aber zu Pferde mit meinem Bruder in aller Bequemlichkeit, ich ging auch noch in Moscheen und zwar jetzt erst recht, aber ohne Ferman als Türke in Begleitung von Ismael-Bey und in der Aja Sofia, durch deren märchenhafte Pracht man die Gjaur, obwohl sie den Eintritt theuer bezahlen müssen, in einer halben Stunde durchjagt, brachte ich jetzt in der sichern Begleitung von Ismael-Bey halbe Tage zu, in dem ich in irgend einen Winkel mit untergeschlagenen Beinen, die Stiefel ausgezogen unter dem Arm haltend, saß und den ehrwürdigen Mollahs stundenlang zuhören konnte, wenn sie predigten, auch wenn ich kein Wort davon verstand. Redeten doch die Wände, die mich umgaben, deutlich genug von einer großen gewaltigen Geschichte. War doch die Säule, an der ich mich lehnte, einst im Tempel des Orakel zu Delphi gestanden und hatte die dunkeln Sprüche der weisen Sybille vernommen, ihre Nachbarin hatte einst das Gebälk des Sonnentempels von Heliopolis getragen und die andern drei Säulen stammten aus dem Tempel Salomonis. Dort die Wand mir gegenüber trug hoch, hoch über dem Boden die furchtbare Spur der blutigen Hand, die einst der Eroberer Constantinopels dort bluttriefend hingelegt. So hoch bedeckten die Leichname der Erschlagenen die Kirche, daß er bis da hinaufreichen konnte. Wie seltsam flammten von den Wänden die goldenen Schriftzüge des Korans, wie traumhaft schauten die christlichen Mosaiken hernieder auf die Türken und wie seltsam kam ich mir selber vor als verkleideter Muselmann in dieser herrlichsten Kirche des Erdballs, den Traum der Jahrhunderte träumend. — —

Mehr und mehr begann ich jetzt unser so eigen schönes Daheim zu schätzen. „Du solltest ganz bei uns bleiben" sagte mein Bruder wie oft, wenn ich Tagelang auf der Terrasse saß

und in's Meer hinausstarrte. „Du hast alle Anlagen zum Moslem und das süße Geheimniß des Kefs scheint dir nach und nach aufzugehen. Schon deshalb allein lohnt sich's im Orient zu leben."

Ja es war mir in Wahrheit aufgegangen, das süße Geheimniß des Kefs, dieses unsagbar schönen Dolcefarniente's, das wir in Europa gar nicht einmal ahnen. Wir können auch faul sein und nichts thun im Abendlande, aber den wirklich poetischen Kef, jenes traumhafte, vegetative Dasein, jenes süße Träumen, das uns die Nirvana als das höchste Glück erscheinen läßt, das bringen wir nicht zu Wege, dazu gehört in erster Linie das blaue Meer, dazu gehören die glühenden Farben des Orientes, dazu gehört echter türkischer Kaffee und türkischer Taback.

Auch mit den Bewohnern des Hauses verständigte ich mich mehr und mehr. Bei meiner Schwägerin mußte mein Bruder dollmetschen und es war seltsam anzusehen, wie ihre großen klugen Augen an meinen Zügen hingen und wie ich, wenn ich Erstaunen und Befremden in denselben aufdämmern sah, ihren Mann mit Vorwürfen überhäufte, denn meinem Bruder saß immer der Schelm im Nacken und aus lauter Freude am Necken dollmetschte er gar häufig das seltsamste Zeug zusammen, um uns zu ärgern.

Aber ich spielte ihm auch einen Streich, als er uns mit seinem queren Dollmetschen einmal wieder recht geärgert hatte, ging ich in eine Buchhandlung in der Peraſtraße und kaufte mir ein türkisch-deutsches Conversationsbuch, brachte dies im Triumpf nach Hause, holte mir Feridé aus ihren Gemächern, ging mit ihr auf die Terasse und radebrechte ihr die schönsten türkischen Complimente zusammen. Wir hatten allmählig ein ganzes Publikum um uns versammelt, Sennep die Negerin rollte ihre großen weißen Augäpfel vor lauter Erstaunen hin und her, die kleine Feridé tanzte und hüpfte vor Freude, als sie hörten, daß Rustem-Bey — so nannten sie mich — der Nemze anfing türkisch zu sprechen.

Wie war ich aber erstaunt, als eine sanfte Stimme hinter mir in schönem, reinem Französisch sagte: „Warum quält sich Rustem-Bey so, eine Sprache zu reden, die seiner Zunge fremd ist?"

„Sureth, Sie sprechen französisch und ich hatte keine Ahnung davon!" rief ich auf das Angenehmste überrascht aus.

„Ich habe es gelernt, o Bey, als ich gefangen saß bei den Moskaws," sagte Sureth näher herzutretend.

Ach, das war ein Glücksfund, sie sprach viel besser als Ismael-Bey und dann war Ismael-Bey zwar gewiß ein schöner Tscherkesse mit einem so krummen Habichtschnabel als Nase im Gesicht, wie nur einer im Kaukasus zu finden war, aber seine schöne Schwester war mir doch gar viel lieber.

Von dem Tag an blieb ich erst recht gern zu Haus und machte auf der Terasse Sprachstudien mit der Frau und der Schwägerin meines Bruders und es waren das unvergeßlich schöne Stunden.

Wie waren diese Frauen doch ganz anders wie die unsern, wie überraschte mich fort und fort diese Fülle von heiterer Anmuth, von naivster Auffassung der Welt und des Lebens, bei großer Reife des Verstandes und des Urtheils. Und dann welche Wahrheit, welche unsägliche Ehrlichkeit, in Allem was sie thaten und dachten, welche Grazie der Bewegungen, welcher Adel, welche Anmuth der Erscheinung bei aller Einfachheit, welcher Zauber, welche Poesie in der Sprache!

Wie hatte diesen Frauen das Leben sich so ganz anders gestaltet wie bei uns, welche Romantik hatten sie hinter sich, welche furchtbaren Geschicke waren über sie hereingebrochen! Was haben sie mir Alles erzählt! Und wie konnten sie erzählen! Wenn Sureth erzählte, sprach sie französisch, wenn ihre Schwester Feridé mit mir sprach, so erzählte sie in einem jener kaukasischen Idiome, und Sureth oder mein Bruder dollmetschten. Manche von diesen Erzählungen habe ich mir aufgeschrieben, jetzt, wo ich sie wieder lese, tritt mir die Poesie jener unvergeßlichen Tage allerdings wieder lebendig entgegen, aber wiedergeben kann ich sie nicht. Ich kann den süßen Mund nicht schildern, der so melodisch sprach, nicht die Augen, die so theilnehmend die Rede begleiteten, bald von Begeisterung blitzend, bald sich mit Thränen füllend, nicht den Zauber jenes irdischen Paradieses, in dem ich so manche glückliche Stunde verbrachte. Dennoch will ich versuchen, eine Erzählung wiederzugeben, so wörtlich wie ich sie gehört, möge das Eigenthümliche, das Fremdartige darin auf Rechnung meines Bestrebens fallen, das wörtlich wiederzugeben, was ich hörte.

Wir hatten vom Kaukasus gesprochen und von den ewigen Kriegen zwischen Russen und Tscherkessen in dem seltsamen Gebirge.

„Wenn Du meiner Rede ein williges Ohr leihest, o Rustem-Bey, so will ich Dir erzählen, wie wir gefangen waren bei den Moskaws und wie wir uns befreiten" sagte Sureth. „Höre also:"

„Ich war noch ein kleines Kind, ungefähr so wie unsere kleine Feridé jetzt. Meine Gespielinnen neckten mich wegen meiner blauen Augen — sage doch, Rustem-Bey, sind blaue Augen so häßlich? — sie ärgerten mich sehr und riefen immer gök gös, da schämte ich mich so sehr und lief in die Küche und hielt meine Augen über das Heerdfeuer, um sie schwarz zu färben und von dem Holzrauch wurden meine Augen recht schlimm und schmerzten sehr und ich mußte viel weinen. Die andern kümmerten sich nicht viel um mich, aber meine gute alte Großtante — ich sehe sie noch vor mir, eine alte hochgewachsene Dame, ihr langes schneeweißes Haar hing ihr in einem armesdicken Zopf geflochten über den Rücken herab — die nahm sich meiner freundlich an und auf ihrem Schooße schmerzten mich meine Augen nicht so und da lag ich denn Stundenlang und hörte mit neugierigen kleinen Ohren zu, wenn sie mir erzählte aus alten Zeiten, von Ueberfällen und Eroberungen, von der Tapferkeit der Tscherkessen und der Grausamkeit der Russen, vom Reichthum und dem Glanze unserer Ahnen und von den Waffenthaten unseres Urgroßvaters des großen Belmuk-Bey. Dazwischen brauste das Meer und es war, als sagte das Geräusch der Brandung immer zu Allem ja, ja, es ist so. Dergleichen haftet fest im Kinderherzen und ich wuchs auf, in dem festen Glauben, daß alles was gut, schön, groß und edel sei, nur tscherkessisch, alles was häßlich, grausam, falsch, hinterlistig, niedrig und gemein sei, nur russisch sein könne. So war ich fünfzehn Jahre geworden — die Frauen unseres Landes blühen und verblühen schnell, o Rustem-Bey, und ich war mit vierzehn Jahren schon so, wie ich jetzt bin — da hatte uns unser Vater Seid-Ali in den Konak des Pascha von Anapa gebracht. Eines der Weiber des Pascha

war unsere Jugendgespielin und wir sollten bei ihr zum Besuche bleiben, weil unserer Heimath Gefahr von einem neuen Einfall der Russen drohte, der stündlich zu erwarten war. Wir waren drei Schwestern Totai, Feridé und ich. Totai, unsere älteste, wollte sich von ihrem Liebhaber entführen lassen aus dem Konak des Pascha von Anapa, das wußten wir alle und Du brauchst nicht zu erschrecken, o Rustem-Bey, denn das ist die Sitte, wie man bei uns freit. Der Tscherkesse entführt seine Geliebte aus dem väterlichen Konak und dann erst kauft er sie dem Vater um schweres Geld ab und je mehr er dem Vater zahlt, desto lieber hat er die Tochter, so haben unsere Mütter und unsere Großmütter gefreit und so ist es Brauch im Kaukasus. Wir waren lustig und guter Dinge im Harem des Pascha von Anapa und die Zeit wurde uns nie lang, obwohl wir nicht, wie Ihr Nemze, hinter den Büchern sitzen, denn Bücher und Zeitungen gibt es nicht bei uns und das einzige Buch was Allah jedem Volke bescheerte, wie das Mussaf dem Moslim, das Tewrat den Juden, das Evangelium den Christen, das hat bei uns der Büffel gefressen, ist aber auch dafür von Allah verdammt worden, es immer im Bauche zu tragen. Wenn Du meinen Worten nicht glaubst, o Rustem, so laß einen Büffel schlachten und Du wirst es in seinem Magen finden, Blatt für Blatt, lesen kann es aber leider Niemand mehr.

Sei aber nicht traurig, o Rustem, wir sind deshalb doch fromm in Tscherkessien, wenn auch der Büffel den Koran gefressen und wir nicht lesen können, wie Deine Frauen daheim. Kann Deine Frau lesen?"

„Gewiß Sureth!"

„Möge ihr Allah lange das Licht ihrer Augen bewahren, eine Frau soll nur lesen im Herzen und Gesicht ihres Mannes, nicht aber in den Büchern, wo doch nur dummes Zeug drin steht, was zu erfahren uns nicht ziemt. Aber ich kehre zurück zu meiner Erzählung. Wir waren also lustig und guter Dinge im Harem des Pascha von Anapa, da — es war im Hochsommer Nachmittags und sehr heiß, wir saßen leicht angekleidet im Seidenhemd und Seidenbeinkleid und webten lustig unsere Silberfäden — hörten wir Schießen mit Flinten und Kanonen. Wir sind aber von kleinauf daran gewöhnt und machten uns nichts daraus, denn schließlich kümmert das doch nur die Männer, aber nicht uns. Plötzlich stürzten eine Menge fremder Krieger in den Harem und nahmen uns trotz unseres Geschrei's gefangen. Den Pascha brachten sie auch angeschleppt und einer von den vornehmsten Kriegern — sie nannten ihn General — fragt ihn nach uns. Er zeigte auf seine Frau und seine Kinder und sagte dem Kiafir, daß wir seine Gäste seien. Der Schändliche, er war eben ein Türke — ein Osdèn*) hätte sich eher seine Zunge ausreißen lassen, ehe er seine Gäste verrathen hätte. Wenn er uns auch als seine Frauen bezeichnet hätte, so wären uns die Qualen einer langen Gefangenschaft erspart geblieben. Aber diese Türken sind Hunde —

„Oho Sureth, Iskender ist auch ein Türke" warf ich ein.

„Skender-Bey ist ein großer Hakim (Arzt) und ein weiser Mann, er ist kein Türke, er ist ein Nemze und Du bist auch einer und die Nemze taugen auch nichts. Unterbrich mich aber nicht immer, o Herr, sonst verliere ich den Faden meiner Erzählung. Auf einen Wink des Generals kamen drei Kosacken — ich wußte damals noch nicht, wer die schmutzigen, nach Branntwein stinkenden Menschen waren, lernte sie aber leider später noch vielfach kennen — herein, faßten uns an den Händen und ehe wir noch wußten wie, saßen wir schon auf ihren Rücken und so trugen sie uns durch Todte und Lebendige, durch brennende Häuser in's Lager. Dort warf man uns auf einen Wagen und fuhr uns unter starker Bedeckung nach Stawropol.

Hier brachte man uns zu der Generallitza und die behandelte uns ganz gut. Als wir aber unsere Freiheit verlangten, als namentlich Hava Totai, unsere Aelteste sagte, ihr Liebhaber wolle sie entführen, da sagte man uns lachend, damit sei es vorbei, wir seien jetzt Russinnen geworden und müßten Gjaur werden. Da ging das Weinen von Neuem an, aber was half's? Wir suchten zu entwischen, aber man brachte uns bald wieder zurück und sperrte uns jetzt so hoch wie ein Minaret unter Dach in ein Zimmer und stellte zwei Kosacken vor die Thüre, die uns nie außer Augen ließen, kurzum mit aller Freude war es vorbei und das Salz unserer Thränen würzte unser Essen.

Nun mußt Du wissen Rustem-Bey, die Moskaws halten sehr viel auf hohe Geburt, eine Osdèn und noch dazu, wenn sie schön ist, wie wir dies waren, nehmen sie für ihr Leben gern zur Frau, für ein Tlotkaw-Mädchen geben sie keinen Para, gemeines Volk haben sie ja selbst genug. Es dauerte nicht lange, so wollte ein General unsere Hava Totai zur Frau nehmen, aber nur unter der Bedingung, daß sie Gjaur werde. Hava Totai wollte aber nichts davon hören und wir weinten und klagten fort und fort. Die Moskaws haben aber eine merkwürdig kurze Manier ihre Geschäfte abzumachen. Eines Tages kam der General, Hava Totai wurde wieder einem Kosacken auf dem Rücken gepackt, trotz Jammern und Klagens die Treppe hinunter getragen, unten in einen Wagen gehoben, der General stieg dazu hinein und der Wagen rasselte fort.

Zwei Monate unserer Gefangenschaft flossen in dumpfer Trübsal vorüber, da kam unsere Hava Totai wieder. Aber wie war sie verändert, kaum erkannten wir sie noch. Sie war eine Madama geworden, auf dem Kopfe trug sie einen Hut, die Haare hatte sie à la franca geordnet, sie trug schwere seidene Stoffe, die eng um die Taille gemacht waren. Sie ging mit ihrem Mann Arm in Arm, ja noch mehr, als er sie aus dem Wagen hob, küßte er ihre Hand; unsere Hava Totai war ganz und gar Gjaur geworden.

„Kinder, was wollte ich machen," sagte sie auf unsere Vorwürfe. „Gesträubt habe ich mich, so lange ich konnte, aber am Ende verlor mein Mann die Geduld. „Mit mir willst du nicht essen, so sollst du mit dem Hunde essen", rief er, band mich und den Hund an den Tisch fest. Dann gab er erst dem Hunde einen Teller voll Schweinefleisch und dann mir. Ich habe gehungert, so lange ich konnte, aber der Hunger that weh, Schwestern, und wenn Allah nicht für mich sorgte, was sollte ich mich denn um's Schweinefleisch kümmern, also hab' ich es endlich doch gegessen und es ist mir gut bekommen und hat auch gar nicht so schlecht geschmeckt, nur sehr fett. Also sträubt Euch nicht unnütz Schwestern, in ihren Händen sind wir einmal und der Schwächere gibt nach. So sprach Hava Totai und lachte ihren General an; der lachte auch und küßte sie

*) Die Fürsten in Georgien nannten sich Osdèn.

und fragte mich, ob er mir auch das Schweinefleischessen beibringen solle. Wir aber weinten wieder lange Tage hindurch und gelobten, daß uns nichts von unserem Glauben abbringen solle. Hava Totai fuhr und ritt mit der Generallitza spazieren, lachte und scherzte mit den jungen, hübschen Moskawsoffizieren und je wilder und ausgelassener sie sich gebärdete, desto mehr freute sich ihr Mann, der General, darüber. Jetzt ist sie längst Gjaur geworden und spielt in Tiflis die große Dame, reich wie sie ist, soll sie so gut à la franca gelernt haben, daß sie schon auf einer Karte ein ganzes Dorf verspielt hat mit allen Mugiks drin.

Als Hava Totai wieder abgereist war, überlegten wir uns doch, daß unser bisher eingehaltenes Benehmen uns unmöglich zur Freiheit führen könne, es mußte also ein anderer Weg eingeschlagen werden. Ich begann zuerst, mich heimisch zu machen, wandte mich an die Generallitza und bat sie, mich russisch und französisch zu lehren; Feridé war schüchterner, aber auch sie wußte sich einzuschmeicheln und schließlich aßen wir an demselben Tisch mit dem General und der Generallitza — ja sogar, Allah möge es uns verzeihen, Schweinefleisch, und Hava Totai hatte Recht, es schmeckte nicht einmal schlecht, ja sogar viel, viel besser, als der ewige Hammel.

Aber es war noch nicht genug des Gräuels; die Generallitza quälte uns so lange, bis wir mit in die Kliffe (Kirche) gingen. Dort brannten sie Lampen an vor schlecht gemalten Bildern, schlugen sich vor die Brust und beteten die Bilder an. Ein wenig Wasser, so glaubten sie, sollte alle ihre Sünden abwaschen, Schwein zu essen war ihnen keine Sünde, wer aber zu gewissen Zeiten nicht Bohnen oder Fische aß, der beging großen Frevel und war verdammt; Allah nannten sie — Gott verzeihe es ihnen — Bog — so widersinnig handeln diese Gjaurn. — — — Ich und Feridé wir machten Alles mit — Allah sei uns gnädig — und waren bald lieb Kind im Hause. Die Kosacken verschwanden vor unserer Thür und man gab uns statt ihrer ein Tlotkaw Mädchen, die auch Gefangene war, zur Bedienung. Mit dem Mädchen verstanden wir uns ganz gut und wurden gute Freundinnen, wir aus einem der ersten Osdèngeschlechter mit einem Tlotkawmädchen! Das war noch härter als Schweinefleischessen, aber es mußte sein. Ich begann mich jetzt mehr um das Hauswesen zu bekümmern, nahm Alles in die Hände, beaufsichtigte die Dienstboten und machte überall gute Ordnung. Das sahen der General und die Generallitza gern und lobten mich über die Maßen und schenkten mir immer mehr und mehr Vertrauen, ich nannte sie bald Väterchen und Mütterchen. Ich dachte aber fortwährend an Flucht und überlegte mir Alles.

Das Haus war drei Stockwerk hoch und stand einsam; Garten und Hofraum waren von einer hohen Mauer umgeben, durch die nur ein Thor führte, an dem Tag und Nacht eine Schildwache stand, die allemal beim Ein- und Ausgehen des Generals präsentirte. Unser Dachfenster ging auf den Hofraum, die Hauptstraße ging so dicht daran vorbei, daß ich die Vorübergehenden hätte anrufen können, wenn ich gewollt hätte. Auf Alles aufmerksam, bemerkte ich einen ältlichen Nogai Tartaren, der öfters auf einem Wagen vorbeifuhr. Eines Tages warf ich ihm, als er vorbeifuhr, einen Knäuel Zwirn auf den Kopf. Als er erstaunt aufsah, rief ich ihm auf tscherkessisch zu, wer ich sei, versprach ihm große Belohnung, wenn er uns errettete, er solle die ganze nächste Woche Nachts zwischen 12 und 2 Uhr à la franca auf uns an einer bestimmten Stelle mit seinem Wagen warten.

Als er am andern Tag vorbeifuhr, versprach er mir, uns behülflich zu sein. Jetzt fing ich an im ganzen Hause Stricke zusammen zu stehlen, wo ich es nur unbemerkt thun konnte, dann flochten wir die Stricke mit Bindfaden zusammen und zogen das Tlotkawmädchen in unser Geheimniß und dieses erklärte sich gleich bereit mit uns zu fliehen. Nun galt es dem General eine vollständige Uniform mit Mantel, Stock und Degen auszuführen und ebenso für Feridé und das Mädchen zwei Kosackenuniformen zu stehlen. Auch das gelang uns und die nächste Nacht war stürmisch und dunkel. Wir zogen uns um und trotz unseres ernsten Vorhabens lachten wir doch viel bei der Maskerade. Dann ließ ich mich zuerst zum Fenster hinunter. Ich kam glücklich unten an, obwohl meine Hände bluteten, auch Feridé — sie war damals noch nicht so stark wie jetzt — gelangte glücklich zu Boden, das Tlotkawmädchen war aber zu hastig, fiel und brach ein Bein. Die Aermste wollte laut aufschreien, ich setzte ihr aber meinen Dolch an die Kehle und drohte sie umzubringen, wenn sie noch einen Laut ausstieße! Da wurde sie still, denn ich hätte sie getödtet. Wir haben aber später für sie gesorgt und ihr dadurch ihr Schweigen, das uns rettete, vergolten. Dann schlug ich den Mantelkragen herauf, zog die Mütze tief in das Gesicht, Feridé als Kosack ebenso und dann gingen wir festen Schrittes aber mit laut klopfendem Herzen zum Thor und pochten. Man öffnete sofort, die Wache, den General, der öfter Nachts noch ausging, in mir erblickend, zog das Gewehr und ließ uns passiren.

Unser Nogai wartete richtig auf uns und fort ging es in die Freiheit.

Wie ich später erfuhr, begann das Mädchen, vom furchtbarsten Schmerz übermannt, zu wimmern, man fand sie und natürlich auch den Strick, uns aber nicht. Die Wache wurde tüchtig durchgeprügelt, am Ende aber pardonnirt, da sie bei allen Heiligen schwor, nur der General und ein Kosack sei bei ihr vorbeigegangen und sonst Niemand. Man schickte nun überall Kosacken aus, um uns zu suchen, ja sogar unser Wagen wurde wohl zehnmal angehalten und durchsucht, aber man fand uns nicht, denn der brave Tartar hatte wohlweislich einen doppelten Boden auf seinen Wagen gemacht und in diesem engen Raum lagen wir Beide wie in einem Sarg zusammengepfercht. Fünf schreckliche Tage und Nächte, fast ohne Nahrung, die Luft nur durch kleine, eigens dafür gebohrte Löcher bekommend. So kamen wir fast todt bei Kajabeg an, wurden dort versteckt und langsam wieder zu Kräften gebracht und dann heimlich nach Circassien geschickt, wo unser Vater inzwischen bei dem letzten Einfall der Russen sein ganzes Vermögen verloren hatte. Siehst du, Nemze, so waren wir in argen Nöthen und sind doch nicht Gjaur geworden. Lesen und schreiben können wir nicht, wie Eure Frauen, aber wir sind freie Osdèn-Töchter und haben die gescheiten Moskaws doch überlistet" — — —

IV.

Wir waren am andern Tage zu einem Frühstück in's Serail geladen. Ich sollte bei dieser Gelegenheit zum erstenmale das Innere jenes Zauberschlosses kennen lernen, das man Dolmabagtsche nennt und einem der ersten Würdenträger des Serails vorgestellt werden. In Begleitung meines Bruders ging ich ruhig durch die zahllosen Wachen, die das Serail von der übrigen Menschheit abschließen. Wir kamen durch einen langen Corridor und dann in's Freie und in eine reizende Gartenanlage, die sich längs des Bosporus hinzieht. Plötzlich stand ich erschrocken still, denn nicht weit von mir sah ich etwas durch die Büsche schleichen, das so groß wie ein Neufoundländer doch kein Hund, sondern eine riesige Katze zu sein schien, nein keine Katze, ein Raubthier, ein großer Leopard. Instinctiv riß ich meinen Bruder zurück.

„Sei nur ruhig," sagte er lachend, „sie thun uns nichts, es sind die Leoparden des Großherrn."

„So," sagte ich, „die Leoparden, es sind also mehrere und man läßt die Bestien frei herumlaufen. Das sind nette Gebräuche."

„Da ist der andere," erwiederte mein Bruder und deutete auf das schöne, große Thier, das sich auf dem weichen Rasen wälzte, wie ein Hund. „Sie sind zwar nicht zahm, aber sie fallen keinen Menschen an, dafür sind sie viel zu gut gefüttert."

„Wollen wir doch lieber weitergehen," drängte ich, „es ist mir unheimlich diesen Bestien gegenüber, besonders wenn man keinen Revolver in der Hand hat."

„Ich kann sie wohl leiden," sagte Iskender Bey, „namentlich den großen drüben, der und noch Jemand ist Schuld daran, daß ich Feridé zur Frau bekommen habe."

„Wie so der und noch Jemand? Noch ein anderer Leopard?"

„Nein, nein, kein Leopard, ein Mensch und ein ganz braver noch dazu. Ich werde ihn dir bald zeigen," lachte mein Bruder.

Wir trafen dann noch viele Beamte, darunter mehrere Schwarze, die mir als sehr einflußreiche Männer bezeichnet wurden. Einer fiel mir auf durch seine eminente Häßlichkeit, es war der furchtbarste Negerkopf, den ich jemals gesehen, noch dazu durch eine schreckliche Narbe entstellt. Es war ein hoher Beamter, und er und mein Bruder unterhielten sich längere Zeit miteinander. Als wir fortgingen sagte mir Iskender: „Das war der Andere, der daran Schuld ist, daß ich Feridé bekommen habe. Die ganze Sache war aber so. Ich wurde eines Tages in den Harem befohlen, eine neue Odalike habe Krämpfe bekommen. Als ich hinkam, fand ich Feridé in den heftigsten Krämpfen, sie war den Mittag erst im Serail angekommen, wohin ihr Vater die beiden Schwestern, nachdem sie aus der russischen Gefangenschaft entflohen, verkauft hatte. Im Garten des Harems war sie dem großen Leoparden begegnet, der damals schon frei herumlief, und so heftig erschrocken, daß sie Krämpfe bekam. Ich verordnete etwas Beruhigendes, aber in der Nacht wurde ich nochmals geholt. Diesmal hatte Sureth Krämpfe aus Schrecken über Kaprisli-Aga, den Eunuchenoffizier, den du eben gesehen. Auch ihr verordnete ich etwas. Am andern Tage wollten Beide aus dem Serail wieder fort und auf ihre inständigen Bitten und Thränen, auf erneute Krampfanfälle und als dann Kaprisli-Aga ganz wüthend wurde, mußte ich von Neuem geholt werden. Der Aga, der neue Auftritte fürchtete, fragte mich um meinen Rath. Ich sagte halb im Scherz: „Schenke sie mir, o Aga, das wird das Beste sein." Am Abend wurden mir die Beiden gebracht, ich mußte der Form halber eine kleine Summe zahlen, die aber gar nicht in Betracht kommen kann, denn Sureth war damals gut und gern tausend Pfund und darüber werth und Feridé ebenso. Ich habe dann Feridé geheirathet und dies wahrhaftig noch nicht einen Augenblick bereut."

„Und was wird aus Sureth?"

Die bleibt in meinem Harem, bis ein Mann sie begehrt, sie hat selbst schon gesagt, daß der etwaige Kaufpreis für sie für die Brüder und die alte Mutter angelegt werden soll. Sie hätte schon mehrfach glänzend heirathen können, aber sie stellte dann immer einen so hohen Preis, daß sich allemal die Sache zerschlug." — — —

Wir sprachen dann von andern Sachen und bei jenem Frühstück im Serail erlebte ich viel Neues und Interessantes aber die Worte, die mein Bruder so ruhig und gleichgültig gesprochen, wollten mir nicht aus dem Sinn.

Diese Frau, die alles in sich schloß, was an einem Weibe schön und begehrenswerth erscheint, sie war eine Waare, die man kaufen konnte, die einen Preis hatte. Ueberdies hatte sie mir ja selbst gesagt, sie könne nicht lesen und nicht schreiben. Das war eine kalte Douche auf mein so heiß aufflammendes Interesse für das schöne Weib.

Unser Zusammenleben gestaltete sich deshalb aber doch immer schöner und inniger und mit Schrecken sah ich die Wochen und Monate verstreichen und den Tag meiner Abreise immer näher und näher herbeikommen. Ich ging wenig mehr fort, Iskender machte hin und wieder wohl eine leise ironische Bemerkung, ließ mich aber ruhig nach meinem Belieben leben. Ich verbrachte die — obwohl wir jetzt Februar schrieben — stets warmen, schönen Tage fast ganz auf der sonnigen Terrasse und daß ich nicht allein dort war, brauche ich wohl nicht zu bemerken. Dabei soll aber nicht etwa gesagt sein, daß ich fort und fort zu den Füßen der schönen Sureth gelegen und diese angeschwärmt hätte, o Gott bewahre. Wir waren auch sehr wenig allein, zumeist war die ganze Familie oben und der unvermeidliche Mangal mit den Kaffeetöpfen rauchte den ganzen Tag oben auf der Terrasse. Dennoch führten Sureth und ich eine Art von schönem Stillleben inmitten dieses Trubels. Es genirte uns wenig, daß die Kinder um uns herum spielten, daß Ismael-Bey und Ali-Bey — beiläufig bemerkt, müssen diese türkischen Beamten verdammt wenig zu thun haben, denn Ismael-Bey, der Schreiber-Jurist verfolgte mich, wie mein Schatten — endlose politische Debatten über den deutsch-französischen Krieg führten, daß Feridé mit den Sclavinnen zankte, daß der Papan schrie und die alte Fürstin halbe Stunden lang Gebete murmelte. Ich hatte in der einen Ecke eine Art Buen-Retiro aus Kissen für uns beide zusammengebaut, dort ruhten wir und ich las ihr Heine's Buch der Lieder in französischer Uebersetzung vor. Sie verstand Vieles nicht und fragte häufig, aber sie fragte so klug, daß ich sogar auf Manches aufmerksam wurde, was mir früher entgangen war. Als wir den Heine beendigt hatten, dachte

ich auf neue Lectüre und suchte den Mirza Schaffy. Mein Bruder hatte selbst ein Exemplar in seiner Bibliothek, aber es war deutsch und ich mußte es erst mühsam übersetzen und wie viel — ach fast alles von dem Duft, der diese herrlichsten Poesien umweht, — ging dabei verloren. Dennoch verstand mich Sureth besser, wie bei dem Heine, die reellern Anschauungen Mirza Schaffy's von Bodenstedt, das Lob des Weines und das Lob der Schönheit des Weibes lagen ihr näher, als die ironisch-melancholische Art Heine's. Sie fragte mich dazwischen wieder viel nach den Verhältnissen in der Heimath, nach unserer seligen Mutter, nach unsern Schwestern, aber das Ende vom Liede war immer, daß sie bei meinen speciellen Verhältnissen stehen blieb und sich auf das Eingehendste nach meiner Frau und nach meinen Kindern erkundigte. Ich mußte ihr Alles sagen. Wie meine Frau aussehe, was sie den ganzen Tag über thäte, wie viel Sclavinnen sie habe, ob sie das Theater besuche, wie sie die Kinder erzöge, kurz Alles, Alles hatte Interesse für sie.

Mir selbst wurde das schöne Weib immer werther. War es anfangs nur der eigenartige Reiz des Fremden, der wildromantische Hauch, der sie umwehte, der mich anzog, so fesselte mich, als ich sie näher kennen lernte und in ihr alle die Eigenschaften, die uns am Weibe theuer sind, wieder mit so Vielem vereinigt fand, was wir im Abendlande nie sehen — die köstlichste Naivetät mit tiefster Lebensweisheit, eine vor nichts zurückbebende Energie mit der größten Gemüthstiefe, rücksichtslose Wahrheit mit keuscher Weiblichkeit — gerade diese seltsame, mir so neue und mich unsäglich anziehende Eigenart mehr, wie ich mir selbst gestehen wollte. Die letzten zehn Tage verbrachte ich fast ausschließlich in ihrer Gesellschaft.

Ich sehe sie noch vor mir. Sie saß auf den Polstern à la Turca mit untergeschlagenen Beinen, aus den gelbseidenen Beinkleidern stahl sich ein reizender kleiner Fuß, der über dem Knöchel einen dicken, schweren Goldreif trug. Sie sagte, es sei ein Zauber in diesem Reife, so lange sie ihn am rechten Fuße trage, würde sie nie in's Unglück gehen.

„Trugst Du ihn schon damals im Harem des Pascha von Anapa, als Euch die Moskaws fortschleppten, Sureth?"

„Gewiß Effendi!"

„Dann ist der Zauber schlecht, denn die Gefangenschaft ist gewiß ein Unglück." Ich glaube nicht Rustem, daß sie für mich ein Uebel war," sagte sie nachdenklich, „denn ich habe viel gelernt bei den Moskaws, auch Französisch. Siehe, sie war kein Uebel, wie sollte ich sonst mit Dir reden? Feridé liebt Dich auch und möchte gern mit Dir plaudern, aber der dritte Mund ist schlimm und die Rede wird anders, namentlich —

„Wenn Iskender-Bey Alles mögliche hineindollmetscht" fiel ich lachend ein.

„Du sagst es Effendi" rief sie lachend und auf dem süßen, kleinen, nackten Fuß, den ich für mein Leben gern geküßt hätte, tanzte der kleine, goldgestickte Pantoffel so munter herum, daß ich fast nicht länger hinsehen konnte. Die letzten acht Tage machten die beiden Schwestern Cigaretten für mich. Skender-Bey hatte eine große Blechkiste holen lassen müssen, die wollten sie mir füllen, obgleich Skender einigermaßen brummte, weil die Frauen so schrecklich in seinen Taback hinein hausten, den er sehr hoch hielt, da er eine ganz ausgewählte Sorte rauchte, die sonst nur in's Serail geliefert wurde und im Handel kaum zu haben war.

Es war reizend anzusehen, wie die rosigen schmalen Finger die Cigaretten so gewandt und so schön machten, an einem Ende nadelspitz, am andern breit zugehend. Sie sind dünn und klein diese Cigaretten und brennen in wenig Minuten weg, aber ihr köstlicher Duft bleibt noch lange und der kurze Genuß ist berauschend, wie der Orient selber.

Es war an einem Freitag, dem Sonntage des Orients, es mußte ein hoher Festtag sein, denn an allen Minarets hatte man große Kränze mit Lampen ausgehängt und über das ganze ungeheure Panorama zu unsern Füßen glänzte eine zauberische Lichtfülle.

„Ist es nicht schön bei uns?" fragte Sureth.

„Wohl ist es schön bei Dir Sureth und mein Herz ist traurig, daß ich das Alles verlassen muß. Am nächsten Freitag schon fahre ich wieder über die blauen Meere der Heimath zu."

„Mußt Du fort, kannst Du von uns scheiden Rustem-Bey? fragte die Tscherkessin und in dem tiefen Ton ihrer Stimme lag unendliche Wehmuth.

„Mein Leben liegt nicht hier Sureth, mir ist es nicht vergönnt im Paradiese zu weilen; unter einem rauhern Himmel warten ernste Aufgaben auf mich und ich muß dem Leben mühevoll genug meine und der Meinigen Existenz abringen."

„So bist Du nicht reich? Wie kam es denn, daß Du die weite Reise hast über die Meere zu uns machen können? Iskender, dessen Herz sich in Sehnsucht verzehrte nach seiner alten Mutter, hatte nie Lire genug, um die weite Reise zahlen zu können und Iskender-Bey ist doch ein mächtiger Mann und ein großer Hakim."

Es war schwer, dem Naturkinde auseinander zu setzen, daß mein Beruf als Schriftsteller weite Reisen erfordere, daß ich Anregungen haben müsse, damit die Phantasie nicht ermatte und daß die Reisen sich wieder bezahlten durch die Verwerthung der neuen Eindrücke, die sie lieferten. Aber sie begriff mich schließlich doch, obwohl die Weiber im Orient überhaupt wenig Verständniß haben für Geldfragen, denn die Sorge des Lebens fällt, einschließlich des Aufwandes für Haus, Küche und Keller und Markt lediglich dem Manne zu, die Frau bekümmert sich um gar nichts.

„Ich möchte ein Bild von Dir haben Sureth, damit ich daheim mein Auge an Deinem Anblick erfreuen kann."

„Du weißt Rustem, daß der Prophet — Allah segne ihn und uns — verboten hat farbige Schatten zu machen."

„Ich habe doch oben in der Perastraße bei Abdullah-Frères eine Menge von Photographien von türkischen Frauen gesehen, ja man zeigte mir sogar Bilder von Odaliken des Sultans."

„Glaube nicht daran, o Rustem-Bey. Was man Dir gezeigt, ist eitel Lug und Trug. Der listige Gjaur hat im Bazar Paschmak und Feredschi gekauft wie wir sie tragen und damit bekleidet er Griechinnen und andere schlechte Frauen, die es oben in Pera in Menge geben soll — so sagt Iskender-Bey wenigstens, ich kenne sie nicht und komme nur selten in das fränkische Viertel — und Deine Landsleute kaufen die bunten Bilder und glauben, es sind Türkinnen. Keine Türkin,

und noch weniger eine Osdèn, würde sich vor einem Mann, geschweige denn vor einem Gjaur ohne Yaschmack sehen lassen."

„Bin ich doch auch ein Mann und ein Gjaur dazu."

„Du bist der Bruder unseres Herrn und wir sind Deine Sclavinnen" fiel sie hastig ein.

„Du machst mich traurig mit der Weigerung Deines Bildes, Sureth; fühlst Du denn nicht, welche Freude es für mich wäre, wenn ich Dein liebes Bild ansehen und mich im Geiste aus weiter, weiter Ferne zu Dir zurückversetzen könnte? Wir werden uns nicht wiedersehen Sureth, das Meer wird zwischen uns fließen und viele Schiffe werden da unten vorbeifahren, aber keines, keines bringt mich wieder."

„Du wirst wiederkehren, ich weiß es!" sagte sie heftig. „Du bist wie Iskender für den Orient geboren und nicht in Deinem finstern kalten Abendlande wirst Du sterben, sondern den letzten Schlaf da drüben schlummern." Und dabei zeigte sie hinüber nach Kleinasien, wo über Scutari sich der unendliche Cypressenwald dehnt, der den heiligsten Kirchhof der Moslems beschattet.

„Bewahre mich Gott!" sagte ich halb lachend, halb erschrocken über diese so heftig herausgestoßene Prophezeiung, „ich bin und bleibe Gjaur und ebenso wenig wie Du bei den Moskaws Schweinefleisch essen wolltest, ebenso wenig mag ich jemals Moslem werden."

„Aber Dein Bild wünschte ich zu haben, Sureth" sagte ich wieder ernst werdend. „Vielleicht fühlst Du, wie innig mein Wunsch ist, wenn Du selber Dich hineindenkst. Möchtest Du nicht ein gutes Bild von mir haben und es zuweilen ansehen, wenn ich fern von Dir bin, und dabei des Freundes gedenken?"

„Ich will Dein Bild nicht" sagte sie unwillig, dann setzte sie weicher hinzu: „ich brauche Dein Bild nicht, es lebt hier und hier" und dabei deutete sie auf Stirn und Herz.

Am Vorabend des letzten Tages ging die Sonne in einem Glanze unter, wie ich ihn am Bosporus nie gesehen. Skender sagte zwar, daß diese Sonnenuntergänge im Sommer jeden Abend so herrlich, im Frühjahr selten seien, er machte mich schon am Nachmittag darauf aufmerksam, daß ich Abends eines der interessantesten Schauspiele, die „flammende Stadt" sehen werde. Scutari liegt nämlich gerade im Osten, dem Sonnenuntergang gegenüber, und der letzte Schein des untergehenden Feuerballes trifft die Fenster der terrassenartig aufsteigenden Stadt. Ich dachte mir also das zu erwartende Schauspiel ungefähr ähnlich, wie wir dasselbe an unserem Starnberger See an schönen Sommerabenden genießen, wo auch das ganze Ostufer in rothem Glühlicht leuchtet. Es war aber ganz anders. Wir waren alle auf der Terrasse, um das kommende Schauspiel zu erwarten. Den untergehenden Feuerball sahen wir natürlich nicht, da der ganze hohe Rücken von Pera und Kassim Pascha sich zwischen ihm und uns dehnte. Meiner Rechnung nach mußte die Sonne schon untergegangen sein, denn Meer und Land hatten schon die kalten, grauen Töne der Dämmerung angenommen, mein Bruder behauptete aber doch, daß wir die flammende Stadt sehen würden. Und er hatte recht, denn auf einmal flog es wie eine goldige Flamme vom Himmel auf die Höhen herunter. „Es ist der Bulgurlu-Kjoi" sagte mein Bruder, „er fängt allemal an."

Dann wälzte sich der goldige Lichtstrom hinunter zur Tiefe, immer breiter, immer mächtiger, immer gewaltiger.

„Um Gotteswillen, das ist keine Sonnengluth mehr, es brennt in Scutari" rief ich erschrocken, denn ich sah ganz deutlich wogende Flammen, die wie ein Meer über der unglücklichen Stadt zusammenschlugen.

„Es ist ein Feuer ohne Rauch und Hitze und verzehrt die Häuser nicht," sagte mein Bruder lachend. „Wenn wir nur lauter solche Brände hätten in Stambul!"

Und wirklich war es nur die Sonnengluth, die diesen unglaublichen Effect zu Wege brachte. Die „flammende Stadt" war zur Wahrheit geworden, denn ganz Scutari war ein Flammenmeer. Das wogte in und auseinander, bald grüngoldig, bald purpurn, und mit einer Intensität, daß mich die Augen schmerzten, und dennoch konnten sie sich nicht abwenden von dem bezaubernden Schauspiel, das sich schließlich in dem Brand der Selimie, des ungeheuern Palastes der Gardekaserne, gipfelte, dann mählig abnahm und urplötzlich ganz erlosch.

„Das haben die alten Megarer eben so gesehen und eben so bewundert wie wir, denn sie gaben der Stadt, die sie 400 vor Christus gründeten schon den Namen Chalcedon, die flammende Stadt. Es ist Schade, daß wir nicht hinüber gekommen sind, es sind interessante Ruinen einer mächtigen Stadt noch heute hinter Kadikjoi zu sehen" sagte Iskender.

Ein Kawasse aus dem Serail kam, um meinen Bruder noch in den Palast zu rufen, es war wohl jemand krank geworden.

„Allah sei Dank, daß wir allein sind, Rustem willst Du mich hören?"

„O Sureth, wie gern vernehme ich Deine Stimme, die bald mein Ohr nimmer hören wird."

„Merke auf meine Worte, Rustem, sie sind wohl bedacht. Ich will nicht, daß Du allein gehst, nimm mich mit Dir Rustem, ich kann nicht leben ohne Dich."

„Sureth" rief ich erschrocken über diesen leidenschaftlichen Ausbruch des schönen Weibes, das meinem Herzen so unendlich theuer war.

„Ich habe an Alles gedacht in den langen schlaflosen Nächten. Hier sind Diamanten, es ist mein Schmuck und der meiner Mutter, die mich nicht sterben sehen will. Suche in Pera heute noch einen Juden, sie haben alle Geld, Du wirst genug bekommen, um mich zu kaufen von Iskender-Bey, auch bleibt noch für die Reise übrig, der Schmuck ist werthvoll, nimm."

„O Sureth, wie machst Du mir das Scheiden so schwer."

„Ich weiß von den Moskaws, daß Ihr Nemze nur ein Weib haben dürft," fuhr sie sich an mich schmiegend fort, „aber ich will Dein Weib nicht sein, nur Deine Sclavin. Deine Hanum wird mich lieben, wie ich sie lieben werde und wir beide wollen Deinen Harem Dir schön und traulich machen, daß Du sehen wirst, daß auch im rauhen Norden das Glück des Orients blüht. Ich weiß, Ihr werdet nicht an meinem Glauben tasten, ich werde nicht lachen, wenn Ihr zu Eurem Gott betet, nimm also die Steine und sprich heute Abend noch mit Iskender-Bey, er ist gut und großherzig und wird mich mit Dir ziehen lassen und morgen fahren wir auf dem Rauchschiffe einem neuen Leben entgegen, und Sureth wird Dich nimmer lassen, bis Allah sie von der Erde ruft."

Ein heißer, heißer Kuß brannte auf meinen Lippen und dann war sie verschwunden. Lange saß ich auf der Terrasse und starrte in das dunkle Meer hinaus zum Tode traurig. Dann stürmte ich fort, ich mußte hinaus, mußte den Bruder sehen und sprechen; es fiel etwas klirrend zu Boden, als ich mich so jäh erhob. Es war der Schmuck, den Sureth mir zugesteckt.

Oben auf der Höhe des Taksim war einer jener zahllosen Cypressenwälder, die in Constantinopel allemal Gräber beschatten. Dort mußte Iskender vorbei, dort wollte ich ihn erwarten, es war das ein Lieblingsplatz von mir und wohl der interessanteste Kirchhof, den Stambul überhaupt hat. Dort liegen nur Köpfe begraben, deren Leiber an allen Orten und Enden der Türkei modern. Wird irgendwo im weiten Reiche ein besonders berühmter Räuber und Mörder, ein mißliebiger Pascha oder sonst ein hoher Beamte, mit dem man unzufrieden ist in Stambul — und diese Unzufriedenheit bedeutet noch heutzutage immer heimliche, oder öffentliche Hinrichtung — vom Leben zum Tode gebracht, so wird der Kopf des Unglücklichen allemal eingesalzen und nach Stambul geschickt. Dort dient er als Legitimation für den richtig vollzogenen Auftrag, und dann wird der arme Kopf mit allen Ehren, die seinem einstigen Inhaber gebühren, feierlich begraben, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß der Kopf nur einen Grabstein bekommt, während sonst jeder rechtgläubige Moslem nach seinem Tode mit drei Steinen, zwei aufrechtstehenden und einen dazwischen liegenden, bedeckt ist.

Hier setzte ich mich im tiefen Dunkel der Cypressen auf einen umgefallenen Stein und wartete, nach der helleren Straße sehend, des Bruders. Meine Gedanken wirbelten seltsam durcheinander. Bald malte sich meine Phantasie das schöne, liebeglühende Weib da unten, die als Sclavin mit mir ziehen wollte in ein fremdes Land, das sie nie verstehen würde, bald dachte ich wieder an die Köpfe, die da um mich herum begraben waren, schöne, energische Köpfe, in denen einst wildes Leben, gewaltige Kraft gewohnt haben mußte, denn sonst hätten sie sich schwerlich aufgebäumt im wilden Trotz gegen uralte Satzung und uralten Zwang. So wogte es mir wie Fieber durch's Gehirn, endlich hörte ich feste Schritte, es mußte mein Bruder sein. Ich sprang auf, da stand der Mann still und ich hörte ein verdächtiges Knacken. „Laß den Revolver stecken, Iskender, ich bins!"

„Du," rief er erstaunt, „was thust Du bei Nacht hier in der schlimmen Gegend? Es ist ein Glück, daß Du gleich gerufen hast, ich hätte Dich sonst niedergeschossen wie einen tollen Hund."

Ich erzählte ihm, weshalb ich auf ihn gelauert, wie ein Räuber und Wegelagerer, ich sagte ihm, was Sureth zu mir gesprochen, ich gab ihm den Schmuck.

„O das ist schlimm," sagte er, „sehr schlimm!"

Dann fragte er mich über meine Beziehungen zu Sureth aus, er müsse Alles wissen. Ich hatte ihm ja Nichts zu verheimlichen und wurde erst durch seine Fragen inne, daß er Schlimmes von uns beiden gedacht.

„Die arme Sureth, ich werde morgen selbst mit ihr sprechen, sie wird es schwer verwinden, vielleicht gar nicht, Du kennst diese Tscherkessinnen nicht."

Damit trennten wir uns, ich konnte aber nicht schlafen und hörte auch, wie mein Bruder in seinem Zimmer noch lange auf und ab ging.

Am andern Morgen packte ich meine Sachen. Skender kam spät herauf und gab mir einen tscherkessischen Dolch von reicher Arbeit. „Den schickt Dir Sureth zum Andenken, es ist derselbe Dolch, den sie in Anapa dem Tlokaw Mädchen an die Kehle setzte, als dieses schreien wollte, weil es sich ein Bein gebrochen bei dem Sturze in den Hof. Du sollst den Dolch werth halten, wie ihr Angedenken, läßt Dir Sureth sagen. Jedenfalls wird es deiner Frau lieber sein, Du bringst den Dolch mit, als die lebendige Sureth. Mir aber versprichst Du mein Junge, keinen Versuch mehr zu machen, das arme Mädchen sehen zu wollen, ich habe Mühe genug gehabt ihr begreiflich zu machen, daß ihr Mitgehen ein Unsinn, eine Unmöglichkeit sei. Also Dein Ehrenwort!"

„Mein Ehrenwort." Ich gab es mit blutendem Herzen.

Der Tag verging schnell genug. Den Abend verbrachten Iskender und ich in Kleinasien bei einem Freunde meines Bruders, der es sehr hoch aufnahm, daß ich noch den letzten Abend zu ihm kam. Skender wußte am besten, weshalb er mich noch den letzten Abend nach Scutari hinüber schleppte.

Am andern Mittag nahm ich Abschied, und um drei Uhr ging der Lloyddampfer fort. Feridé hatte heftig geweint, wohl mit Sureth zusammen. Mit unendlichem Weh verließ ich das schöne Haus, an das sich so theure Erinnerungen knüpften.

Sichel und noch mehrere Herren der deutschen Colonie brachten mich an Bord, Skender konnte nicht mit, der Dienst rief ihn in's Serail. Auf der Höhe des Taksim umarmte ich den theuern Bruder zum letzten Mal. Dann trennten wir uns rasch, ohne viel Worte. Mein Gaul bäumte sich, ich hatte ihn aufgerissen, weil ich mir die Thränen abwischen mußte, die so heftig fließen wollten.

An Bord angelangt, plauderten wir noch eine Weile, dann trennten sich die Freunde, viel herzliches Händeschütteln und manch' kräftiges: „Auf Wiedersehen im alten deutschen Vaterland!" Dann stand ich allein.

„Effendi, Rustem-Bey" rief eine bekannte Stimme, es war Achmet, der treue Schwarze meines Bruders. Er fuhr mit seinem Kaik an den Dampfer heran. Die Treppe war schon aufgezogen, er konnte nicht mehr herauf. Er rief laut Etwas, was ich nicht verstand, was mich aber aufmerksam machen sollte. Dann warf er geschickt ein Packet herauf, das dumpf zu meinen Füßen niederfiel, setzte die Ruder ein und fuhr fort, es war hohe Zeit, denn eben drehten sich die ungeheueren Räder unseres Bootes zum ersten mal und warfen große Wellen auf, die die Kaiks tanzen ließen, als wären sie Korkstöpsel.

Ich dachte zuerst, ich hätte vielleicht etwas vergessen, was man mir nachschickte, und hob das Packet erst dann gleichgültig auf, als ich den Schwarzen aus dem Bereich der gefährlichen Räder wußte. Es war ein flaches Stück Marmor in eines jener feinen Tücher gewickelt, wie man sie nur in Brussa zu weben weiß. An dem Marmor haftete aber etwas wie ein großer Brief. Ich riß erstaunt das Couvert herunter und hielt Sureth's herrlich getroffenes Bild in den Händen. Sie hatte ihre religiösen Vorurtheile doch überwunden und

hatte sich heimlich photographiren lassen. Gewiß ein Beweis ihrer innigen Liebe!

Der Dampfer war inzwischen langsam hinausgeglitten aus dem Gewirre von Schiffen, die immer zu Tausenden vor dem Eingang des goldenen Horns, des berühmten Hafens von Constantinopel, liegen, er richtete den Schnabel nach Norden und steuerte links am großen Arsenal von Tophane entlang, jetzt kam die Fyndikli Moschee in Sicht, dann die Spitze von Fyndikli, jenseits derselben mußte der Konak meines Bruders sich zeigen. Aengstlich suchte ich mit dem Feldstecher in dem unabsehbaren Häusergewirr. Da endlich war die Terrasse, ein hochgeschwungener Schleier leitete meinen Blick. Zwei Frauen standen oben, die eine ließ den Schleier im Winde flattern, die andere sah durch ein Fernrohr. Sureth und Feridé, lebt wohl, lebt wohl!

Das weit vorspringende Serail von Dolmabagtsche nahm mir den Blick auf die liebe Terrasse weg, noch einmal sah ich den Schleier wehen, dann war er verschwunden. — — — —

Wie ein süßer, duftiger, märchenhafter Traum ziehen in einsamen Stunden die farbenprächtigen Bilder, die ich am Bosporus erlebte, an meinem Gedächtniß vorüber. Das Bild von Sureth aber darf ich nicht oft ansehen, denn Skender schrieb mir in seinem letzten Briefe: „Sureth lacht nicht mehr, seit dem Du fort bist; Du fehlst uns Allen.“ — — —

Zur hundertjährigen Jubiläumsfeier

Alois Senefelder's.

Am 9. November 1871.

Festlied

bei Einweihung der neuerbauten Ateliers

der lithographischen Anstalt

von

Breidenbach & Comp. in **Düsseldorf.**

Als Buchdruck und der Kupferstich,
Wie auch der Schnitt in Holz
Bestanden schon ganz meisterlich,
Da ward die Menschheit stolz; —
Sie dachte schon, es käm' nichts mehr
Zu dieser schwarzen Kunst,
Was sonst noch käm' von ungefähr,
Wär' eitel Dampf und Dunst.

Doch Senefelder dachte nach,
Und sprach in sich hinein,
Ihr lieben Leute nur gemach:
Wir drucken noch vom Stein!
Denn hat das Holz und das Metall
Der Kunst sich so geweiht,
So sei der Stein auch allzumal
Derselben eingereiht.

Vor einem halben Säculum
Trat seine Kunst an's Licht,
Ging's auch im Anfang etwas krumm,
Vom Forschen ließ er nicht.
Er grübelte bei Tag und Nacht
Mit Säuren auf dem Stein,
Bis er es hat herausgebracht:
Die neue Kunst war sein!

Und siehe da, wie wunderbar
Ist ihm sein Werk geglückt;
Der Steindruck, jetzt so rein und klar,
Die ganze Welt entzückt.
Des Malers schönstes Leinwandbild
Wird täuschend nachgemacht,
Und leuchtet nun so weich und mild
In aller Farbenpracht.

Was er vor vielen Jahren schon
Im Geiste vor sich sah;
Steht zu des Meisters schönstem Lohn
In vollster Blüthe da!
O Senefelder, sieh herab
Auf Deinen Jüngerkreis,
Was einst der Genius Dir gab,
Strahlt hier zu Deinem Preis!

So segne denn dies neue Haus,
Erbauet Deiner Kunst,
So reich geschmückt mit Kranz und Strauß,
Erfreu' sich's Aller Gunst. —
Und nun stimmt an den hellsten Ton,
Im fröhlichen Verein:
Es soll des Hauses Schutzpatron
Der Senefelder sein!

Aug. Blaesing.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

W. SCHÄFFEL
BUCHBINDEREI
LEIPZIG.